DAS ATELIER

Herbert Kessler

Durchlässige Wände

E. Keimer Verlag

Durchlässige Wände

Ansichten – Einsichten

von

Herbert Kessler

E. Keimer Verlag

70
59
Redemptoristen
Österr. Provinz
v 763/1988
PH294
Redemptoristen
Österr. Provinz
2011.5
(B 6832)

© 1972 Dr. Herbert Kessler, Mannheim 32 · E. Keimer Verlag und Buchvertrieb, München-Neubiberg · Alle Rechte vorbehalten · Umschlag: Peter Holme, Mannheim / H. Langenfass, München · Druck: Bartels & Co., Druckereiges. mbH. München · Printed in Germany.
ISBN 3-920536-21-5

KARL KERÉNYI
gewidmet,
dem humanistischen
Seelenforscher, Deuter der
Mythen und Mysterien

Wir suchen die weite und reine Atmosphäre einer neuen Gattung, einer Wissenschaft vom Menschlichen in allen seinen geistigen Erscheinungsformen, die ihren Gegenständen mit religiöser Behutsamkeit, doch zugleich mit einem durchdringenden und das Sein erfassenden Blick naht.
Karl Kerényi in „Mythos und Gnosis" (Werke I, 202)

1. Angst und Hoffnung im 20. Jahrhundert

Ansichten I

Das menschliche Dasein ist mit Angst befrachtet und wird von der Hoffnung beflügelt. Viele Menschen, Kinder wie Greise, fühlen sich ständig bedroht, ohne zu wissen, wovon; die Brutalität der Umwelt schüchtert sie ein. Andere gehen über Schurkereien hinweg, als wären es Schönheitsfehler; sie erfinden Luftschlösser, und ihre Wunschträume sind leichtlebig wie formenlustige Wolken. Jede Epoche hat eine Atmosphäre, die von der seelischen Grundhaltung der Zeitgenossen geprägt wird. Der kriegerische Moralkodex befiehlt dem Manne, den inneren Schweinehund bei jeder Entscheidung abzuwürgen. Heroische Geschlechter ziehen in die Götterdämmerung mit einem trotzigen Dennoch. Nach dem Ersten Weltkrieg hielten viele den Untergang des Abendlandes für unaufhaltsam; nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Angst zur europäischen Krankheit, so daß sie unserem Zeitalter einen seiner Namen gegeben hat. Die Marxisten sehen darin ein Symptom des Spätkapitalismus; im Kollektiv haben sich die Genossen der Zukunft zu opfern.

1. Flieht ein Tiger aus dem Käfig, ein gemeingefährlicher Sadist aus dem Gefängnis, so hat die Nachbarschaft allen Anlaß, sich vor ihnen zu fürchten. Vernünftigerweise wird man Vorkehrungen treffen, um den Ausreißer wieder einzufangen, ehe er größeren Schaden anrichtet. Im Luftkrieg war die Situation eine andere; man saß im Bunker, meistenteils in einem Keller und mußte abwarten, ob und was geschehe. Im Zuwarten rangen die Angst und die Hoffnung miteinander. Für die Verschütteten wurde das Warten zur Qual, geschüttelt vom Widerstreit zerfetzter Emotionen. Ähnlich zumute ist den Betroffenen in einem Bürgerkrieg und – noch schlimmer – unter einem Terrorregiment, das nicht zu stürzen ist. Selbst Frau und Kinder wagen es nicht

mehr, nach dem spurlos Verschwundenen zu kundschaften; seinen Namen müssen sie totschweigen. Die Angst ist übergroß, weil Abwehr wie Flucht unmöglich sind. Jeder Ausweg ist versperrt; das Gefühl des Ausgeliefertseins wird übermächtig. Diese Real- oder Existenzangst kann der Mensch so wenig ignorieren wie das Tier; beide sind im akuten Zustand hilflos, wie gelähmt, und ihre Reaktion ist bar jeder Richtung. Puls und Atmung beschleunigen sich rasend, bisweilen tritt indessen ein plötzlicher Stillstand der Muskulatur ein. Extreme Ausdrucksformen sind die Unfähigkeit, sich zu bewegen und einen Entschluß zu fassen, ebenso wie ziellose Ausbruchsversuche – wilder Alarm, Anklammern an andere, Zusammendrängen, aber auch Sichabsondern, Erstarrung, Sichtotstellen.

In der situationsbedingten Angst äußert sich eingestandenermaßen Angst der Kreatur schlechthin: dem endlichen Wesen steht das Ende seines Lebens stets bevor und oftmals der Verlust eines als unentbehrlich erachteten Gutes. „Diese ursprüngliche Angst", schreibt Martin Heidegger, „wird im Dasein zumeist niedergehalten. Die Angst ist da. Sie schläft nur. Ihr Atem zittert ständig durch das Dasein." Denn unser Lebensweg ist ja von Recht und Unrecht, von den Anfechtungen des Gewissens, von Schicksalsschlägen und folglich vom Absurden, von der Sogwirkung der Leere sowie von der Todesnähe ständig und natürlich begleitet. Daraus ergibt sich der anthropologische und metaphysische Rang dieses Gefühls, das – wie kaum eine andere Stimmung – die erbarmungslose Bedingtheit des Daseins bloßlegt. Die Frist ist kurz; das letzte Stündchen nur gestundet. Die Ur-Angst nistet vom Mutterleib an in jeder Seele; sie steckt als Urphänomen in jeglichem Fühlen des Hierseins. In der Angst vor Katastrophen, in der Krisen-Angst, in der Angst um geliebte Menschen wird uns der Tatbestand bewußt: vorhanden ist er ohne besonderes Motiv. An unserem Verhalten rächen wir uns durch die Schuld-Angst; sie ist die „Möglichkeit der Freiheit", wie es Kierkegaard definiert hat. In der Schuld-Angst können wir uns die eigenen Haare raufen; jedoch, die Angst entdeckt unweigerlich das Schicksal. Wir können den Daseinssinn, die je eigene sinnvolle Lebensgestaltung verfehlen, wir sind aber auch ohne eigene Schuld ungesichert, in der Welt nicht recht daheim, unbehaust – dem Seienden droht das Nicht-Sein. Die Geworfenheit des in-der-Welt-Seins wird durch die Angst erschlossen, weil diese Grundbefindlichkeit vereinzelt, so daß das Sein des Daseins als Sorge begriffen werden kann. Das ist Heideggers Argumentation in „Sein und Zeit", erstmals erschienen im Jahre 1927. In der Antrittsvorlesung „Was ist Metaphysik?", die er im Juli 1929 gehalten hat, wird die letzte Konsequenz ohne Zaudern gezogen: „Die Angst verschlägt uns das Wort. Weil das Seiende im Ganzen entgleitet und so gerade das Nichts andrängt, schweigt im Angesicht seiner jedes ‚Ist'-Sagen." Das Nichts selbst – als solches – ist in der Angst da. Lapidar lautet der Hauptsatz, im Druck für sich allein gestellt: „Die Angst offenbart das Nichts."

2. Diese Aussage läßt keine Steigerung zu. Der Existentialismus Sartres hat die Brücken abgebrochen und behauptet, daß wir zur Freiheit verurteilt seien und die Ausweglosigkeit bejahen müßten. Heidegger selbst hat eine Kehre vollzogen; auf Holzwegen sucht er die Lichtung. Im Jahre 1943 verfaßte er zu seiner Antrittsvorlesung ein Nachwort; darin rühmt er „das Wunder aller Wunder: *Daß* Seiendes *ist*." Er fährt dann fort: „Der klare Mut zur wesenhaften Angst verbürgt die geheimnisvolle Möglichkeit der Erfahrung des Seins. Denn nahe bei der wesenhaften Angst als dem Schrecken des Abgrundes wohnt die Scheu. Sie lichtet und umhegt jene Ortschaft des Menschen, innerhalb deren er heimisch bleibt im Bleibenden." Den nächsten Schritt hat Otto Friedrich Bollnow getan; er untersucht mitten im Kriege: „Das Wesen der Stimmungen"; das Buch erschien 1941 und 1943. Vor dem „Dunkel dieser furchtbaren Jahre" hoben „sich die hellen Seiten des menschlichen Lebens um so leuchtender ab". Bollnow wies auf Nietzsches Lehre vom „großen Mittag" hin und daß bei Marcel Proust die „verlorene Zeit" schließlich in der Erinnerung

„wiedergefunden" wird, und er pries die Zeitlosigkeit des Glückserlebens. So beschrieb Bollnow das Aufsteigen der gehobenen Stimmung; die Magie der Wandlung entfesselt den Gefangenen seiner selbst und stiftet Gemeinschaft. Die Überzeitlichkeit der Liebe verleiht dieser den Primat vor der Sorge, wie Binswanger ausgeführt hat. Die festliche Gestimmtheit, das gesteigerte Kraft- und Wertgefühl begründet eine neue, schöpferische Geborgenheit.

Hundert Jahre vorher – 1844 – hatte Sören Kierkegaard unter einem Pseudonym eine psychologische Exposition des Problems der Erbsünde vorgelegt, eine brillante Analyse des „Begriffs der Angst". Darin heißt es, daß die Angst Ausdruck der Sehnsucht ist, denn der Mensch drängt aus der Beengtheit heraus; die Sehnsucht allein genügt zur Befreiung freilich nicht. Bedauerlicherweise spinnt Kierkegaard diesen Faden nicht weiter, und das letzte Kapitel der Monographie „Angst als das durch den Glauben Erlösende" ist das magerste. Die Düsternis der Sünde will dem Osterglauben nicht weichen. Walter Nigg hat den Dänen als prophetischen Denker gefeiert, aber christliche Prophetie ist Verheißung, Verkündung der frohen Botschaft, ist Freude, – und wann schwingt sie schon in Kierkegaards Werk? Dessen Schlüsselposition ist trotzdem so stark, daß der evangelische Theologe Paul Schütz in seinem umfangreichen Buche „Parusia, Hoffnung und Prophetie" sich nur schwer lösen kann vom „Glauben, der die Hoffnung fahren ließ". Immerhin wird das Ziel gesetzt: der Christ soll wieder „der für die ganze Welt Hoffende" werden. Den Philosophen und Dramatiker Gabriel Marcel führte das Suchen auf ein Licht zu, das der Reisende noch nicht sieht, „ein Licht, das kommen soll in der Hoffnung, herausgezogen zu werden aus . . . der Nacht der Erwartung." Das heimliche Licht brennt „auf dem Herde der Hoffnung". Das Licht entfaltet sich; es ist Bewegung, wie der Pilger Bewegung ist. So ist die Hoffnung „das Licht des Menschen an der Grenze" und „die Tugend des Wandernden". „In diesem Sinne", schreibt Marcel,

„steht der Mythos von Orpheus und Eurydike geradezu im Mittelpunkt meines Daseins." Denn Vertrauen erfüllt sich im Mysterium der Liebe, die stärker ist als der Tod; hoffen heißt: „Ich hoffe auf dich für uns".

3. Soweit Gabriel Marcel. Ehe wir nun unsere Pilgerfahrt durch die Finsternis zum Lichte fortsetzen, müssen wir einhalten und feststellen, daß wir uns auf einer Kreuzung befinden. Der Hoffnung sind unter unseren Zeitgenossen zwei wortgewaltige Apostel erwachsen: der Jesuitenpater Teilhard de Chardin und der Marxist Ernst Bloch. Beiden gemeinsam ist die schroffe Zurückweisung der Faszination durch die Welt-Übel, desgleichen der Enthusiasmus für die endliche Heraufkunft eines Paradieses; das Herniederziehende wird im Sturmlauf überrannt. Eine seltsame Frontbildung: hie Hoffnung! hie Angst! teilt die Lebenden nach ihrer Weltansicht in zwei Lager. Als ließen sich Stimmungen im psychischen Geschehen so reinlich scheiden wie in systematischen Lehrbüchern! Als gehörten nicht beide, Angst und Hoffnung, zu unserem Dasein wie Askese und Genuß, Wind und Sonnenschein! Als wäre nicht jeder Grundstimmung ein Gran Gegengift untermischt: dem Titanischen die Einsicht in unsere Schwäche, der Entmutigung der Wille zur Selbstbehauptung. Die Gespaltenheit dessen, was in Wahrheit bei springendem Akzent simultan ist, läßt uns tief in die Selbstentfremdung, die Ambivalenz der Moderne blicken. Die Naturwissenschaften und die Technik schreiten von Triumph zu Triumph, zugleich scheitert unsere analytische Denkart am Einfachsten; die isolierende Betrachtung der Phänomene ist unfähig zur Synthese, Ganzheitsschau und Richtungsbestimmung. Dem überhellen Rationalismus schießen zügellose Affekte entgegen. Wo die Hoffnung wie eine Schale entleert wird, „wartet man auf Godot". Bühne und Atelier sind zu psychiatrischen Studios ausstaffiert. Gewalttätige Effekte werden mit neurotischer Pikanterie dargeboten. Der Atomangst korrespondiert die Hybris angesichts der Weltraumfahrt. Der Nihilismus hat sein Echo geweckt: die Euphorie einer permanenten Revolu-

tion von Mao bis Fidel Castro, von Berkeley bis Dutschke und Gespielen.

Arme Menschheit! Maß und Mitte haben kein Gewicht mehr. Ausgefallenste Gleichgewichtsstörungen werden fixiert, als wären es Glücksgüter. Vergeblich sucht man Verlorenheit und Verzweiflung zu betäuben: die Angst ist nur als Ansporn heilsam. Dann zerstört sie alles Nichtige, und was Illusion, Selbstbetrug, Utopie ist, explodiert wie ein majestätischer Zeppelin, so daß Raum wird für eine Hoffnung, die auf sicherem Grund emporsteigt wie ein Dom. Allerdings, wir haben eine derartige Philosophie der Herzmitte nur in Ansätzen: wir können kein Werk vorweisen, das sich etwa mit Heideggers „Sein und Zeit" messen könnte. Bei uns im Westen ist das Selbstvertrauen ein arg zerzauster Vogel. Zu viele sind in ihre Neurosen verliebt; andere kultivieren die Indifferenz so, daß man nach dieser stickigen, überhitzten oder aber unterkühlten Zone Blochs und Teilhards Optimismus wie frische Luft einatmet. Ihre Zuversicht hat Bloch und mit internationalem Ruf Teilhard de Chardin mit Recht berühmt gemacht. Gleichwohl melden sich Bedenken an: der Marxismus Blochs ist für stalinistische Doktrinäre unleidlich, aber wer sich der marxistischen Dialektik nicht unterwirft, der kann Blochs Weggefährte nicht sein, so eifrig er das „Prinzip der Hoffnung" studieren mag. Teilhards Mythos der kosmischen Evolution von Alpha zum Omega einer vergeistigten, universellen Solidarität ist grandios –: wie selbstlos, wie weltüberlegen, wie weise muß ein Mensch sein, soll ihn dieser Mythos aus gedrückter Stimmung aufrichten, soll er Tränen trocknen, ein Lächeln hervorlocken!

4. Alle Angst ist letztlich Lebensangst, mit klareren Worten: Angst vor dem Tode. Energisch, mit harter Hand wird unser Augenmerk auf den Punkt gelenkt, die „Endstation Sehnsucht", die alle Vernunft transzendiert. Gleichgültig, ob wir an die Unsterblichkeit oder die Auferstehung, ob wir an ein ewiges Leben glauben oder nicht, das mächtige, undurchdringliche, das zentrale Geheimnis entläßt keinen Sterblichen aus seiner Bannmeile. Das

ist die Religion, in der alle Menschen übereinstimmen; das Numinosum, das man verleugnen, jedoch mit keinem Mittel entmachten kann. Der Tod schlägt zu ohne Unterschied; er ist der Erzfeind alles Lebendigen vom Regenwurm bis zum Menschen. Er ist *die* Finsternis, *die* Nacht. So kündigt sich die aussichtslose Hoffnung, der Tod möge besiegt werden, in den Seufzern aller Kreatur an und verstärkt sich zur Toten-Trauer bei Delphinen und Elefanten. Ihre Ergebenheit ist rührend. Beim Menschen übersteigt wie die Angst so die Hoffnung das Menschsein. Die Magie suchte diesen Überstieg durch den Zauber zu beschwören, der Mythos barg ihn in seiner Hülle. Metaphysik und Religion kreisen um das Rätsel. Die Mystik nimmt das Jenseits in geistiger Schau vorweg, der Glaube erhebt zur Verheißung; um das Kreuz rankt sich die Rose. Buddha lächelt. Jesus Christus ist der Auferstandene, der kommen wird. Wer im Glauben oder in einer der Hochreligionen gründet, für den sind Angst und Hoffnung auch heute nicht inhalts- und richtungslos; er weiß sich mit allen anderen Geschöpfen auf dem Wege, unterwegs.

Was aber sagen wir dem Glaubens- und Religionslosen, der aus dem Verlies der Zweifelsucht nicht ausbrechen kann und will? Muß er dem Skeptizismus, der Resignation verfallen, sich bestenfalls in stoischer Manneszucht bescheiden? Nicht die Schlechtesten meinen es. Doch der unerklärliche Schauder schreckt nicht nur – er tröstet aufs innigste. Das Mysterium verbirgt sich in seiner Unverborgenheit, vieldeutig zwar, aber hell-leuchtend: es west im Sinnbild. Was sich nicht zergliedern, nicht in Begriffe verfächern läßt, im Symbol ist es schlicht und ganz da. Es ist. Und es wirkt, so wie auf die Nacht der Morgen folgt. Polarität ist das Grundgesetz. Kein Schatten ohne Sonnenschein! Am schwärzesten Firmament glänzen die Sterne am wunderbarsten. Die Natur ist überreich an Bildern, die uns gleichnishaft Führung und Geleit anbieten. Indes, bemerken wir die Zeichen überhaupt, und verstehen wir ihren Anruf zur Sinnfindung? Ist das Zeitalter der Angst nicht viel zu lärmsüchtig? Zu exaltiert, exzen-

trisch? Wenn unser Gemüt in Aufruhr ist, lodert eine friedliche Sternennacht wie ein Flammenmeer. Vincent van Gogh[1] hat eine solche Vision im Juni 1889 mit glühenden Farben gemalt; es war in Saint-Rémy, wo er interniert war. Die Furcht vor den entsetzlichen Anfällen ließ ihn nie mehr los; doch schon wenn die qualvolle Schwermut wich, schleuderte er sich hinauf zu einem Himmelssturm. Auf dem Gemälde „Gestirnte Nacht" schlafen die Häuser, es schlafen Bäume und Hügel. Die riesigen Zypressen links vorn züngeln in den Himmel; ein Himmel in Wehen weltengebärender Dynamik und Ausdruckskraft. Der Mond leuchtet orangenfarben, die Sterne sind große, grüngoldene, rot zentrierte Kugeln – ein gewaltiger Wirbel rast dahin. Die Emotionen haben sich ins Kosmische emporgeschwungen: was ist hier Angst, was trostreiche Prophetie?! In der Übersteigerung, im Aufschrei schlagen alle Lebensgefühle in einem hoch.

Nach den ästhetischen Prinzipien des Malers Georges Seurat[2] ergibt sich durch Linien oberhalb des Horizontes Heiterkeit, aus abwärts gerichteter Tendenz Trauer. – Wie Eros beflügelt, die Gnade hinanzieht, die Schwerkraft dagegen hinab. Die *eine* Linie, die ununterbrochen ins Unendliche hinauf- und hinabweist, wird durch das passive Erblicken des uns gesetzten Horizontes in zwei Hälften geschieden, eine gute und eine abträgliche, schlechte. Der Anblick wird zum bewußten, wertenden Sehen des Gesichtsfeldes, dem die dualistischen Welt-Anschauungen entspringen.

Das Auseinandertreten, Distanzieren verfeinert sich dank der Gabe der Unterscheidungen zum wissenschaftlichen Präzisions-Instrument des Begriffes und – noch handlicher, noch zuverlässiger – der mathematischen Formel. Dieses exakte Denken hat das anschauliche scheinbar zur Strecke gebracht oder doch ins Schöngeistige verdrängt, an einen Ort der Erholung sozusagen, wo man sich mit Archaischem, den Mythen oder der Magie die Zeit vertreibt und sich erbaut. Immerhin, der Philosoph Karl Jaspers hat es definiert: „Das Denken nicht in Begriffen, sondern in Bedeutungen von Linien, Formen und Gestalten, das ist das anschauend tätige Erkennen."

Die Linien des Malers Seurat sind nicht abgeleitet, sondern elementar (siehe die zwei Figuren ober- und unterhalb dieses Zusatzes!) Es sind keine Wellen- oder Zickzacklinien, sondern jeweils eine senkrechte und zwei schräge Geraden, die von einer waagerechten Geraden aufsteigen beziehungsweise abfallen. Die Gerade ist das eine Element des bildnerischen Gestaltens; das andere ist die gekrümmte, gerundete Linie, die den Kreis und die Kugel formt. Egon Kornmann sieht in den beiden Elementen die „Grundgestalten der Weltstruktur". Die Gerade repräsentiert nach der Deutung von Gerhard Gollwitzer[3] „Einseitigkeit, Eindeutigkeit. Statisch, als Senkrechte auf der Waagerechten: Stehen, Standhaftigkeit, Herrschaft, Macht, Wachsein; dynamisch, als gerichteter Strahl in eine bestimmte Richtung weisend und drängend: Entscheidung, Entschiedenheit, Zielstrebigkeit, Klarheit." Gollwitzer zeigt das an den nachstehenden zwei Figuren

und folgert daraus: „Die Gerade entspricht dem Denken, dem Verstand, der ratio, dem Objektivieren, Ordnen, Planen." – Vielleicht ist uns nun einsichtig geworden, daß das anschauend

tätige Erkennen die Wurzel auch des begrifflichen Denkens ist. Was wir beim Begreifen trennen, eint sich in der Schau, so wie bei Seurat die Statik der Waagerechten mit den dynamischen Strahlen konfiguriert wird.

2. Die Tages- und die Nachtansicht der Dinge

Ansichten II

Der Blick des Menschen verweilt bei den Dingen; er leiht ihnen Gestalt, Farbe und Namen. Der Mensch schmeckt die Dinge; er riecht, betastet, er hört sie. So stiftet der Mensch den Weltbezug: er nimmt die Dinge auf in seine, die Menschen-Welt. Aber diese Welt ist nicht vom Menschen geschaffen, und ihre Gesetzmäßigkeit ist unverbrüchlich; gerade wenn der Mensch über andere Geschöpfe und Sachen verfügen will, muß er die Seinsordnung respektieren. Und auch dann ist der Sektor des Universums und des Reiches der Möglichkeiten, der dem Menschen anheim gegeben ist, ein so winziger, daß der Untergang der Menschheit für das All nicht mehr bedeuten würde, als für uns die Zerstörung eines Ameisenhaufens.

1. Angst und Hoffnung sind trotz ihrem Weltbezug sehr subjektiv; sie lassen sich so wenig messen wie der Schmerz. Die Intensität der Gefühle steht bisweilen im umgekehrten Verhältnis zur Ausdehnung ihres Herrschaftsbereiches. Über eine flache Mulde breiten sich die seichtesten Gewässer aus – andere erleben mit stürmischer Leidenschaft und dämmen ihr Erleben gestaltend ein, so daß es zum Kunstwerk gerinnt. Die Lage, die den einen verängstigt, wird vom nächsten anstandslos gemeistert. Man kann voller Hoffnung und Vorfreude sein – was aber wird begehrt? Ein Pelzmantel, ein Auto ... An der Situation, am Gegenstand endet die Qualität der Gefühle. Die quantitative Bestimmung des Weltbezugs ist angebracht; Subjektivität ist keine reine Innerlichkeit; das Subjekt ist kein Eremit, es steht dem Objekt gegenüber. Angst engt den Weltinnenraum ein, die Hoffnung erweitert ihn – die Dinge bleiben sich gleich. Das Sonnensystem kümmert sich um den Menschen nicht, und die Atome des eigenen Körpers sind unserem Gemüt fremder als Mond und

Sterne. Die Stimmungen könnten uns niemals Aufschluß über unsere Daseinsverfassung geben, wenn nicht der Weltbezug wäre als objektivierendes, als objektives Moment.

Gefühle sind labil, ein Gewoge; die Subjektivität des Menschen ist ein schwankendes Schilfrohr. Auf die Außenwelt ist weit mehr Verlaß; sie ist von unseren diffusen Auffassungen unabhängig; die Dinge sind Seiendes wie wir. Löst man die Subjektivität aber, soweit möglich, vom irrationalen Lebensgrund, so gerät das Subjekt in Erstarrung; das Unbewußte hält den Verstandesmenschen zum Narren, bis er endlich merkt, daß er mit präziseren Maschinen nicht konkurrieren kann. Ohne unsere Subjektrolle lassen sich die Dinge nicht objektivieren; sie sind zwar da, jedoch nicht für uns. Im Traum springen wir ungestraft mit der Wirklichkeit um, als könnten wir ihre Elemente willkürlich vertauschen. Wessen Einbildung indessen statt einer Erscheinung den bloßen Schein akzeptiert, der wird für die gefällige Täuschung zu zahlen haben. Bei Geistes- und Gemütskrankheiten wird der Weltbezug gelockert und verkümmert, die Außenwelt wird rudimentär, die Innenwelt wuchert mit grotesken Ranken und Schlingpflanzen. Der manisch Kranke verwechselt sich mit einem Herkules; in der Euphorie glänzt alles in rosigstem Licht. Umgekehrt muß die Welt bei grundloser, tiefer Traurigkeit grau in grau erscheinen; der Kranke wird in der Depression sich selber zum Ekel. Hölderlins Fragmente aus der Zeit seiner Umnachtung, Nietzsches Wahnsinnszettel und letzte Schriften haben eine gewisse Bedeutung, sie reichen jedoch nicht einmal zur Deutung des Schaffens ihrer Urheber aus. Abnorme Gemütszustände verfälschen das Werturteil. Psychosen machen unmündig; diese Faustregel schiebt den schwierigen Komplex „Genie und Irresein" absichtlich beiseite. Wer unmündig ist, taugt nicht zum Richter und nur unter Vorbehalt zum Zeugen. Neurosen hingegen erklären immerhin das Wieso des Soseins von Hervorbringungen; die Angstneurosen Kierkegaards und Kafkas sind für die Einseitigkeit ihrer Weltansicht ursächlich.

Die genialen Einlinigen zeichnen jeweils die eine der beiden Tendenzen mit unübertrefflicher Eindringlichkeit aus; der Beschauer muß die gegensätzliche Richtung mitsehen, die eine Dimension um die anderen ergänzen. Das war die Moral unserer ersten Untersuchung. Die universale Ordnung erkennt nur, wer sich stets der Polarität als Weltprinzip bewußt ist.

2. Der Geängstete hofft noch, der Hoffende ängstigt sich; andernfalls käme es zum Kurzschluß: zur Verzweiflung dort, Illusion hier, Zustände, die in ihrer zwanghaften Verstrickung sich absolut setzen. Die niederdrückenden Stimmungen verfinstern unser Gemüt, die gehobenen erhellen es mit Elan. Wer wetterfühlig ist, kann das Stimmungstief und -hoch an sich selber ausweisen; momentan verleiten sie zu Pauschalurteilen, aber die Gestimmtheiten sind beim Gesunden stationär, sie wechseln mit den Zufällen des Lebenslaufs, es sei denn ein Charakter verfestigt einen der Grundzüge zur Grundeinstellung. Der subjektive Denker ist dieser Versuchung erlegen; je nach seiner Grundbefindlichkeit wird er in der Beurteilung dessen, was vom Weltenlauf zu erwarten ist, zum notorischen Pessimisten oder Optimisten. Mit dem Lebensgefühl der Angst verkoppelt ist das Weltgefühl des Nihilismus; der Mensch sieht sich auf bloße Daseinsfristung beschränkt, nichts weist über ihn hinaus. Das Rad rollt ohne Finale ins wiederkehrende Nichts; das Sinnlose wird verewigt. Dieser nihilistischen Weltauffassung entgegengesetzt ist die illusionäre jener Weltverbesserer, die alle Unzulänglichkeiten zu beseitigen versprechen, wolle man nur erst ihr Generalrezept befolgen. Bei allen diesen Weltanschauungen fällt ein Charaktertypus Urteile über die Welt als Ganzes, die – auch bei ausschließlich rationaler Begründung – durch das Weltgefühl des Urteilers bestimmt sind. Wer sich seiner Grundstimmung überläßt, so daß ein Weltgefühl als Dauerhaltung dominiert, der wird Teil-Wahrheiten als *die* Wahrheit verkünden. So aufschlußreich die stationären Gestimmtheiten sind, sie gefährden den Zugang zum Ganzen immer wieder. Gewiß hat Bacon von

Verulam recht, wenn er sagt: „Die Einsicht ist nicht trocknen Lichts, sondern vom Willen und den Affekten beeinflußt." Die Angst ist indessen nicht *die* Finsternis, die Hoffnung ist nicht *das* Licht; beide sind unvermeidliche Wegbegleiter, Wegweiser dagegen nur im Verein mit überlegenen Mächten. Der Wille aber, der das Sternbild der Werte auf sein Ich bezieht, statt über sich hinaus, verbiegt den Sinngehalt des Daseins in eine Gewißheit, die den Sachverhalt über- oder unterbewertet, die Wirklichkeit also verfehlt. Vorherrschende Lebens- und Weltgefühle verführen zu halbwahren Urteilsaussagen; sie sind im Effekt dem Farbanstrich ähnlich; sie färben nicht die Dinge, wohl aber unsere Ansicht der Dinge.

Machen wir die Probe aufs Exempel, so stoßen wir bei jedem Prototyp auf den Widerspruch in sich. Wer Bücher schreibt, dessen Dasein findet schon hierin Erfüllung, auch dann, wenn in diesen Büchern alles außer ihnen als Un-Sinn, als absurd diffamiert wird. Sartre sagt, der Mensch bestehe aus Angst – trotzdem oder deswegen engagiert er sich mit einer Vehemenz, die jeder Angst spottet. In Sartre begegnen wir einem Nihilisten, der mit dem Marxismus liebäugelt – so wenig hält der entschiedenste Nihilist den eigenen Nihilismus aus; irgendwelche Ausflucht brauchen wir eben. Ein zweites Beispiel, nun zum Optimismus. In der philosophischen Fachsprache wird damit die Lehre bezeichnet, daß die bestehende Welt die beste von allen möglichen Welten sei. Leibniz hat diese kühne Meinung in Essais zu beweisen versucht, die im Jahre 1710 erschienen sind; es sind Versuche zur Rechtfertigung Gottes gegen den Vorwurf, er sei für das Übel und das Böse in der Welt verantwortlich. Daß eine Theodizee, eine solche Rechtfertigung Gottes notwendig erschien, widerlegt bereits den grundsätzlichen Optimismus: die Theodizee wäre kein Problem, würde das Übel in der Welt nicht stündlich durchlitten. Ein drittes und letztes Beispiel: auch der Pessimismus hat sich zur philosophischen Lehre verhärtet, allseitig begründet von Schopenhauer. Dieser hat den Optimismus

als „ruchlose Denkungsart" gebrandmarkt. Für Schopenhauer ist die Welt nichts als Zufall, Unheil, Leiden. Die absolute Freiheitstat des Menschen ist für ihn die Selbstverneinung des „Weltwillens". Indessen, in seiner Musik-Theorie bricht eine glückhafte Anschauung hindurch: die Formen der Dinge sind schön, beseligend! In der Musik bleibt sogar die Dissonanz, der schmerzlichste Akkord für den Hörenden freudvoll. Das „reine Subjekt des Erkennens", das „ewige Weltauge" schaut die Ideen, den Stufenbau der Welt, die höhere Heilsordnung. Das Nirwana ist für uns, die wir noch im Willensleben befangen sind, ein Nichts – dem Erlösten ist es Wonne, Friede, Licht.

3. Der eine zieht die Dur-Tonarten, der andere ein zartes, weiches Moll vor; die Harmonik befaßt sich des weiteren mit der Modulation, dem Übergang von einer Tonart in eine andere. Mit der Alternative Entweder – Oder läßt sich eine universelle Weltauffassung nicht gewinnen. Die Tages- und die Nachtansicht der Dinge sind ineinander verfugt; bevor die Nacht hereinbricht und ehe es tagt, haben wir in gemäßigten Zonen Dämmerung. Alle stationären Gestimmtheiten sind partiell, taugen infolgedessen nicht zum ganzheitlichen Kriterium. Ihre Funktion ist bestenfalls eine erweckende, aufschließende. Der strengste Denker wird inkonsequent, sucht er der einen oder der anderen Sehweise parteiisch das Alleinregiment zu verschaffen. Jede einseitige Weltansicht läßt sich der Mondsichel vergleichen, wobei es nicht so wichtig ist, ob ein zu- oder abnehmender Mond gemalt wird. Der Mangel an vollem Weltgehalt macht jedes System brüchig; was am Sowohl-als-auch fehlt, wird von der List der Vernunft hineingeschmuggelt: der Sprengstoff ist zwischen Gedankenphasen versteckt. Der erstaunliche Widerstreit der Tendenzen seiner Metaphysik ist von Schopenhauer nicht recht bemerkt worden, und da er im Räsonnement ein glänzender Stilist war, hat er den Pessimismus als seine Philosophie populär gemacht. Nietzsche hat diesen „bisherigen", den unzufrieden räsonierenden oder aber resignierenden Pessimismus durch einen

„Pessimismus der Stärke" ersetzt, das schonungslose Ja zur Welt, wie sie in ihrer Brutalität, aber auch Süße ist. Eine neue Variante, die mit den früheren zusammen die Behauptung Fichtes bekräftigt: „Ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was man für ein Mensch ist."

Nun ist der Mensch mit seinen Überzeugungen nie fix und fertig, solange er zu Korrekturen und einer Revision bereit ist. Fichtes Interesse hat sich etwa seit 1800 verlagert; nach der überstark betonten Lebensferne der „Wissenschaftslehre" wandte er sich einer mystisch-religiösen Lebensphilosophie zu. Schelling hat seine frühen Studien vor einem bewundernden Publikum betrieben; später zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück und vergrub sich, gleichsam noch vom letzten Ufer geschieden, in unzeitgemäßer Kontemplation. In der Grundrichtung blieb sich Schelling bei mehrfachem Neuansatz seines Philosophierens treu. Max Scheler war in der Metaphysik verwurzelt, seine Methode war die phänomenologische, aber als fried- und rastloser Problemdenker hat er wiederholt eine schroffe Kehrtwendung vollzogen; beim letzten Kurswechsel näherte er sich in der Annahme eines blinden Drangprinzips Schopenhauer. Wahrscheinlich war es ein Akt der Sprunghaftigkeit Schelers, der – ein philosophischer Publizist – als Seismograph die Erschütterungen einer Nachkriegszeit verzeichnete. Schopenhauer hingegen, ein Systematiker, war von stetigem Charakter; auf die Geschlossenheit seines Werkes war er so bedacht, wie auf seine Gesundheit (Seelendiät inbegriffen) und auf sein Kapital, das er sich mit hartnäckigem Geschick über den Bankrott der Bank hinweg erhalten hat. Den Hang zu grübelndem Schwermut hatte Schopenhauer von seinem Vater geerbt; mit Mutter und Schwester überwarf er sich; Johanna Schopenhauer hat ihren Sohn von 1814 bis zum Tode 1838 nicht mehr gesehen. Der ungesellige Privatgelehrte, liebeleer und unbeliebt, schrieb und redete sich Groll, Zorn und Mißmut in drastischen Verbalinjurien von der Leber. Der Sonderling gab vor, mit dem Menschen zu leiden, dabei war er von seinem Genie eingenommen und klassifizierte das Volk als „Fabrikware der Natur". Alles in allem, war er ein Günstling des Schicksals. Neben Goethe und darin repräsentativer als jener war er der einzige Großbürger unter den deutschen Geistesheroen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts: kleine, eingeschränkte Verhältnisse von Kant bis Hegel, Klopstock und Lessing bis Grillparzer. Kant war nie aus Königsberg herausgekommen; Schillers Dramen spielen auf italienischen, Schweizer, spanischen, britischen Schauplätzen – gesehen hat er keines dieser Länder. Dem jungen Schopenhauer waren weite, längere Reisen und Auslands-Aufenthalte vergönnt; der Philosoph war stolz darauf, daß er die Welt „im Original" kennengelernt hatte, nicht „in Kopien". Seine Anschauung, sein Stil waren gesättigt von eigenen und fremden konkreten Beobachtungen, und er wollte sie doch nicht gelten lassen: er halbierte die Wirklichkeit, um die Welt entwerten zu können. Zeitlebens danach Ausschau haltend, äußerte er sich über den Ruhm verächtlich; schließlich doch noch berühmt, genoß er den Sonnenschein seines Alters sehr. Bis zuletzt rüstig, erlag Schopenhauer im 72. Jahre schmerzlos einem Lungenschlag. Als wäre ein solcher Schatz an Talenten und Vergünstigungen nichts, wiewohl sehr besorgt darum, hat er aus angeborener Verstimmtheit heraus das Sein geschmäht und erklärt, Glück sei unmöglich, Niegeborensein besser als Leben. So die vordergründigen Kapitel der Weltverneinung, denen man die Echtheit und die Goldwährung großer Theorie nicht absprechen kann, obgleich die Düsternis uneingestanden durch die Genie- und Nirwana-Lehre aufgehellt wird. Was aber soll man von der Mitleids-Ethik halten, die nur erdacht ist, und das von einem Menschenverächter! Vielleicht hätte Schopenhauer nach diesen Regeln gern selbst gehandelt, wie Rudolf Marx meint, wären „sein hoher Stolz, sein nach innen gespanntes Wesen und seine

Heftigkeit nicht häufig dazwischengefahren." Mitleid erfordert Taten, das Tun aber war nicht Schopenhauers Sache. Wahrlich, ein Jünger Buddhas, ein Buddha gar, war dieser Mensch nicht.

4. Er war kein Heilbringer, und wenn Schopenhauer seine Getreuen scherzhaft als Apostel und Jünger titulierte, so ließ er sich doch nicht – wie Nietzsche und so viele andere – zur Selbsterhöhung hinreißen; er bekannte: „Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre." Was war er denn nun, dieser Privatdozent? Ein Welt- und Menschenkenner; vielleicht kein ursprünglicher, gewiß aber ein als systematischer Denker sehr bedeutender Metaphysiker; vor allem jedoch ein Schriftsteller allerersten Ranges, unter dessen Einfluß Wagner und Nietzsche gereift sind. Wen die Kluft zwischen Lehre und Leben irritiert, den versöhnt die Prosa, der Gedankenreichtum und – die Biographie. Man stelle sich den Philosophen vor, wie er unter den Bildern seiner Pudel auf dem Kanapee sitzt und mit einem innigen Blick auf die vergoldete Buddhafigur ausruft: „Wir Buddhisten!" Der Jünger lauscht ergriffen und meint, als er zu Worte kommt, der Meister habe seinerzeit in Italien als Welt- und Frauenverächter gegolten – da wirft sich Schopenhauer lachend ins Kanapee zurück und stellt richtig: „Ich damals die Welt von mir stoßen, in einem Alter von dreißig Jahren, wo das Leben mich anlachte! Und was die Weiber betrifft, so war ich diesen sehr gewogen – hätten sie mich nur haben wollen." Ja, das Liebesabenteuer in Venedig (nicht das einzige) ... Die italienische Reise 1818–1819. „Die Welt als Wille und Vorstellung" war bereits in erster Fassung ausgeführt! Wie erstaunlich: das Leben lacht ihn an, nachdem er's zu Ende theoretisiert hatte! Was Schopenhauer für einen Irrtum hielt, die „Akkomodation", hat der Lebenslehrer als sein Bestes hinterlassen: wie man in dieser schlimmen Welt trotz aller Mißlichkeiten durch Weltklugheit doch „erträglich" und dank der Musik glücklich zu leben vermöge. Goethe hat in kritischer Hellsicht dem „meist verkannten, aber auch schwer zu

kennenden, verdienstvollen jungen Mann" ins Stammbuch geschrieben:

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

Seiner ganzen Artung nach konnte Schopenhauer, der Goethe-Verehrer, sich dessen Maxime nicht aneignen. Ihm schien es Wahn oder Notbehelf gejagter Jäger. Halten wir's mit Goethe und notieren uns diese, unsere zweite Regel: es liegt vielfach am Menschen, dem Dasein Kraft, Schönheit, Würde zu geben!

Moral der Geschichte? Ein altfränkischer Begriff, dessen Nützlichkeit uns an den vergnüglichen Kalendergeschichten in Hebels „Schatzkästlein" schmackhaft wird. Der badische Prälat huldigte mit „Allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude" der Aufklärung. Zum „großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens" merkte er an: „Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht." Warum sagt er's nicht, wiewohl er ein Diener des Wortes und ein Wortkünstler war? Vielleicht traute er dem schlichten Erzählen mehr zu als jeglicher Didaktik. Oder er wünschte sich, der geneigte Leser möge den Extrakt sich selber aus dem Geschehen ziehen, in der Kammer des Nachdenkens sozusagen, in der auch wir uns aufhalten. Nicht allein, sondern mit unserem Hausrat, dem Weltinhalt, mit allem, was in dieser unserer Welt ist. Stets befinden wir uns bei den Dingen. Nehmen wir sie in Augenschein, die Dinge, so gewähren sie uns je nach unserem Standort eine Tages- oder die Nachtansicht. Jedes Ding hat zwei Seiten, lautet die sprichwörtliche Redensart. Insofern hat Schopenhauer recht, denn diese zwei Ansichten sind nichts als unsere – ich setze hinzu: wertende – Vorstellung; die Großmut der Dinge überläßt sie ganz unserem Belieben. Freilich, das „Ding an sich" bleibt draußen. Die positiven Wissenschaften sind gut damit gefahren, daß sie dieses „Ding an sich" ignoriert haben; die Hauptsache ist, der Mensch richtet sich im Weltgebäude häuslich ein. Wollte das nur auch gelingen! Die Fortschritts-Optimisten glauben daran. Die Künste und die Ge-

schichte reden eine andere Sprache. Die Ambivalenz ist das Kainszeichen der Moderne. Bewußtsein und Lebensstimmung sind untereinander und in sich entzweit; unsere Welt ist gespalten.

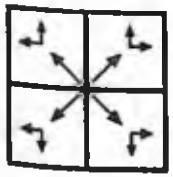
Gustav Theodor Fechner (1801–1887) lehrte Physik; er sah als Atheist „in der Welt nur ein mechanisches Getriebe". Eine schwere Nervenerkrankung und eine aufs höchste gesteigerte Überempfindlichkeit gegen Licht, die fast zur Erblindung führte, zwang ihn 1840 in den Ruhestand. Wieder genesen, lehrte Fechner ab 1846 Philosophie und wurde der vielleicht bedeutendste Psychologe seiner Epoche. Der Nachtansicht, Quelle aller falschen Deutungen der Welt, stellte er die Tagesansicht entgegen, die hellen Bewußtseins-Tatsachen.

Eine solche dualistische Zensur wollen wir allerdings nicht erteilen; sie widerspräche unserem polaren Prinzip. In unserem Kapitel schreiten wir die Kurven beider Ansichten aus; trotz der entgegengesetzten Richtung ist das Ergebnis dasselbe: die Ambivalenz.

Das unentwegte Fortschreiten des Optimisten hat sich als Selbsttäuschung entlarvt; wir kamen unterhalb des Ausgangspunktes an: Insofern hat der Pessimist recht behalten; seine eigene Kurve endet wie jene des Optimisten auf dem alten Längengrad, aber freilich oberhalb des Ausgangspunktes. Noch haben sich die gekrümmten Linien nicht gerundet . . .

Der Übergang von der Geraden zum Kreis hat sich als schwierig erwiesen. Bleiben wir von der Linie zur Fläche bei der

Geraden, so bietet sich uns das Viereck dar: in ihm beruhigen sich die inneren Kräfte, die Spannungen aus dem Zentrum der Welt-Ansichten, durch ausgewogene Verteilung der Gewichte. – Die Anregung dazu und die Zeichnungen haben wir von Wassily Kandinsky[4] empfangen; er hat die „gegensätzliche Wiederholung einer Kurve" und die nachstehenden Figuren gezeichnet und als „primäre Elemente" der Malerei analysiert.



Spannungen aus dem Zentrum

Verteilung von Gewichten

3. Das Bleibende, in dem wir nicht bleiben

Ansichten III

Wenn wir die Welt als unsere Vorstellung werten oder lediglich aus Stimmungen erschließen, droht uns alles in der Erscheinungen Flucht zu entgleiten, als wäre die Welt ein Trugbild oder Traum, bei dem uns mit Ausnahme eines gar zu kurzen freudetrunkenen Zwischenaktes übel mitgespielt wird. Der ewige Wechsel emanzipiert sich als das einzige Unveränderliche in der Abfolge, die aus dem Werden das Vergehen und aus diesem wieder ein Entstehen hervortreibt. Vorstellung und Stimmung verdinglichen sich zum Labyrinth, in dem der Suchende umherirrt; der Ariadnefaden ist abgerissen. Die Wirklichkeit wird zum Schleier, den sich der Mensch selber webt. Bildet unsere Ein-bildung die Dinge ab, wie sie sind? Ist unsere Vorstellung zutreffend? Wir wissen es nicht; die Erkenntnistheorie ist negativ: sie baut vermeintliche Sicherheiten ab; die Logik ist karg. Das „Ding an sich" ist ein leerer Grenzbegriff; er unterscheidet das Absolute vom Wißbaren, über das Ding sagt er nichts aus. Kein Ding ist nur für sich allein; alles ist mit allem im unendlichen Zusammenhang verflochten. Kein Mensch steht als neutraler Beobachter außerhalb; das In-der-Welt-sein ist unser Geschick. Keine Weltüberlegenheit, keine Askese oder Ekstase, keine „unio mystica" befreit den Hiesigen aus dem Hiersein.

Durch unsere Endlichkeit sind wir vom Ganzen abgesondert und doch nur sein Teil. Das All hat uns, wir haben es nicht.

1. Die Erfolge der Naturwissenschaften und der Technik ermuntern uns, den gesunden Menschenverstand ungeachtet seiner Naivität auch im Metaphysischen walten zu lassen. Man macht dem Kosmos oder seinem Urheber den Prozeß; Ankläger und Verteidiger plädieren beredt, das Urteil wird indessen nie gefällt. Die Fortschritte sind erst erzielt worden, nachdem die Wissenschaften ein für allemal auf die Frage Warum? verzichtet hatten. Die Physik erklärt die Naturgesetze nicht, sondern definiert sie. Warum etwas so und so ist, kann eine reine Erfahrungswissenschaft nicht beantworten. Wirklich ist das Wirkende; was wir als solches feststellen, macht für uns die Wirklichkeit aus. Die Metaphysik verfängt sich mit ihren Systemen in Sackgassen, weil sie vom Warum nicht lassen kann; die Welt soll präsentiert werden, als schwebte der Metaphysiker darüber und zeigte darauf. Der erkenntnistheoretische Zweifel ist eine Rückstrahlung unserer Endlichkeit und daher dort im Recht, wo nicht ein Endliches, sondern das universelle Insgesamt zum Gegenstand verengt wird. Der Mensch hat eine Welt-Anschauung, womöglich ein Weltbild, das Weltganze sich vorstellen kann er nicht. Wohl aber vermag der Mensch gewisse Gefüge und Grundzüge des Seins zu erkennen; jeder Vernünftige kennt sie – im Vergleich damit ist die Physik Geheimlehre. Diese grundlegenden, allgemeinsten Seinsgesetze sind schwerlich zu definieren und am schwierigsten zu erläutern; unsere Reflexion spinnt sie bei scheinbarer Darlegung immer mehr ein. Mag unser Ernst der nobelste sein, unsere Schwachheit verweigert der Seinsordnung den Gehorsam und kann ihr doch nie entfliehen; der Widerstrebende zieht die Fesseln zu. Der Mensch gründet in seiner Wirklichkeit, wie jede Tiergattung in der ihren; der Unterschied ist eine größere Offenheit, die nur im Gesetzesvollzug zu gewinnen ist. Keine Heilslehre, kein Glaube ändert die kosmischen Gegebenheiten auch nur um ein Jota.

Das ist der unhistorische, überzeitliche Sinn des Christus-Wortes (Matth. 5,17): „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen".

Wir haben das Subjekt in seiner Subjektivität beschrieben – nichts daran ist absolut. Kein Gedanke, keine Idee ist ohne das Gehirn, das sie denkt. Alles, was ist, ist in Relation, Beziehungen, Bedingtheiten. Wir teilen die Grundeinstellung der Mystiker, bei der sich Skepsis und Vertrauen in spezifischer Weise koordinieren. Die Metaphysik hat „Lebensquellen" (Ferdinand Lion); ihre Thematik und Begriffe sind getränkt von den strömenden Wassern. Der Denker respondiert auf die Kultursituation, in der er sich vorfindet, sei es durch deren Spiegelung, sei es im Widerspruch, Rückgriff auf Verschollenes oder Vorgriff auf Künftiges. Vor Descartes war die europäische Philosophie in aller Unschuld objektiv; seit dem Cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich) war sie – der Unbefangenheit verlustig – in einem intellektuellen Kraftakt der Exaktheit beflissen. Von Descartes bis Kant haben sich die Philosophen sehr gründlich mit Mathematik und Astronomie beschäftigt; mehrere waren produktiv, ja auch als Mathematiker Genies. Alle waren fasziniert, auch die Nicht-Mathematiker. Spinoza hat „more geometrico", nach der Weise der Geometrie, deduziert, und noch Fichte geht in seiner „Wissenschaftslehre" davon aus, das Objekt jeder Philosophie liege „notwendig außer aller Erfahrung", und das „Ich an sich" bestimmt er als „etwas über alle Erfahrung Erhabenes". Statt die Erfahrung als Korrektiv zu benutzen, hat Hegel die Fakten seiner dialektischen Panlogik untergeordnet. Alle diese stolzen Gedankenpaläste wurden in Nachahmung der „Himmelmechanik" konstruiert, als ließe sich die Stabilität des Planetensystems und die Präzision der Keplerschen und Newtonschen Gesetze von einer rationalen Metaphysik erreichen. Das war vor Einsteins Relativitätstheorie und der Mikrophysik, vor Darwin und der Verhaltensforschung, vor Schopenhauers Leib-Verständnis und dem existentiellen Denken Kierkegaards,

vor der Tiefenpsychologie, kurz: vor der Moderne, auch der modernen Kunst und Dichtung. Unser Weltbild ist in einer enormen Umwandlung zerbrochen und fügt sich erst langsam neu. Wer heute z. B. Fichtes Ich-Philosophie begreifen will, muß die Theorie einklammern und sich vor der Klammer das empirische Ich-Erlebnis des Philosophen vergegenwärtigen, dann pulst Fichtes Geistwille wieder durch die Lehrsätze.

2. Die positiven Wissenschaften sind mit dem rationalen Subjekt-Objekt-Schema sehr gut vorangekommen, wobei die Subjektrolle mißachtet wurde und fortwährend vernachlässigt wird. Der Positivismus hat das Subjekt gestrichen in dem Irrtum, die Wirklichkeit wäre uns bei der nötigen Objektivität objektiv gegeben. „Der Realismus", schreibt Schopenhauer, „setzt das Objekt als Ursache und deren Wirkung ins Subjekt. Der Fichtesche Idealismus macht das Objekt zur Wirkung des Subjekts." Das sind die beiden falschen Fronten des „Dogmatismus", den Schopenhauer zurückweist, indem er „die untrennbare gegenseitige Abhängigkeit, bei nicht aufzuhebendem Gegensatz, zwischen Subjekt und Objekt" hervorhebt. Objekt und Subjekt sind als Partner eines Begriffspaares nur zusammen denkbar; jedes Paarwort evoziert seinen Gegensatz: Mann und Frau, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, kalt und warm, Nord- und Südpol. Unsere Vorstellung hat das zum Inhalt, was wir vor uns stellen, nämlich den Gegenstand – ohne ihn wäre unser Bewußtsein eine leere Bühne. „Objekt und Vorstellung sind dasselbe", sagt Schopenhauer; die objektive Welt ist die Welt als Vorstellung. So unermeßlich und massiv die Welt auch sein möge, ihr Dasein hänge an einem einzigen Fädchen, dem jedesmaligen Bewußtsein, in welchem sie dastehe; diese Bedingung drücke der Welt trotz aller empirischen Realität den Stempel der Idealität und somit der bloßen Erscheinung auf – der Intellekt, eine Gehirnfunktion, forme die Welt des Traumes wie des Wachens. „Kein Objekt ohne Subjekt", sei der Satz, welcher auf immer allen Materialismus unmöglich mache. Die

empirische Realität der Außenwelt zu leugnen, sei das anhaltende Mißverständnis bei der Auslegung des Idealismus. Kein Subjekt ohne Objekt, müssen wir in Umkehrung von Schopenhauers Satz also folgern. Calderons Drama „Das Leben ein Traum" wird auf handgreiflichen Brettern von Schauspielern aus Fleisch und Blut aufgeführt – in Schopenhauers Diktion: „Was der Welt die Realität gibt, ist der Leib." Und weiter: „Bei aller transzendentalen Idealität behält die objektive Welt empirische Realität; das Objekt ist zwar nicht Ding an sich, aber es ist als empirisches Objekt real. Zwar ist der Raum nur in meinem Kopf, aber empirisch ist mein Kopf im Raum."

Unser Ausgangspunkt war – parallel zu Schopenhauers Betrachtung – das erkennende Subjekt, das sich in seinen Gestimmtheiten seiner selbst bewußt wird. Die Tages- und die Nachtansicht der Dinge haben wir als Äußerungen der Subjektivität beschrieben. Schon hierbei traten objektive Bedingungen des Subjektseins in unser Blickfeld. Wo ein Innen, da ist ein Außen (und umgekehrt). Daß die Dinge der Außenwelt unabhängig von uns da sind, hat die gleiche Gewißheit für sich wie die cartesianische Seinsgewißheit des Denkens, auch wenn unsere Aussagen über die Beschaffenheit der Dinge undeutlich, unsere Formulierungen nie endgültig sind. Der Wirklichkeitsverlust ist wie sein Gegenläufiges, die Ich-Zerstreuung, Herabstimmung ... Minderung ... Schwund inmitten der Fülle des Seienden – so hinfällig sind wir als Individuen; Mangel an Vitalität ist krankhaft oder unecht. Das echte und gesunde Verhalten zum eigenen Leib wie zu den Dingen wird von einem begrenzten Zutrauen getragen, das auch die Subjekt-Objekt-Relation rechtfertigt: sie vermittelt uns zwar nicht die Welt als Ganzes, sehr wohl aber die Orientierung in dieser, unserer Welt; sie stiftet den verläßlichsten Weltbezug. Bei diesem Weltbezug sind wir als Subjekte immer mit im Spiel, wie in der Mikrowelt der Beobachter und Experimentator durch seinen Eingriff, die Messung z. B., unvermeidbar den Zustand des Systems verändert, so daß – nach Arthur March – „es nicht mehr die objektive Natur, sondern nur mehr die Natur in ihrer Beziehung zum beobachtenden Menschen ist, die den Gegenstand der Physik bildet."

3. Ist die metaphysische Seinsordnung in ihrer Beziehung auf den Menschen für uns erkennbar, so muß der objektive Befund des Weltbezugs dem subjektiven entsprechen. Die Faktoren, die unsere Wertschätzung des Daseins beeinträchtigen oder gar die Weltverneinung heraufbeschwören, drängen sich jedem Menschen mit einer gewissen Mindesterfahrung unabweislich auf. Insofern ist der Pessimismus keine Dekadenz, sondern – wie Ludwig Marcuse ihn nennt – ein Stadium der Reife. Für das moralische Übel, das Böse, bekennt sich der Mensch in seinem Freiheitswillen verantwortlich; in der Theorie ist die Zurechnung streitig, in der Praxis nicht. Hingegen durchziehen die natürlichen Übel das All in seiner ganzen Allheit mit einer Allmacht, daß es hybrid wäre, wollte man dem Menschen die Schuld an diesem negativen Seinszustand aufbürden. Die Geschichte der Menschheit ist das voluminöseste Schuldbuch; das gegenseitige Schädigen, Hassen und Morden beherrscht die Szene. Die Elementargewalten der „Naturgeschichte" indessen sind blindwütig in unvorstellbaren Dimensionen, vor denen die Schandtaten historischer Scheusale wie törichte Kinderstreiche anmuten. Ganze Sonnensysteme erlöschen und sausen als wüste Kugeln durch den Weltraum. Viele Planeten und Monde sind tote Gebilde, in denen sich der omnipotente Physikalismus von seiner solaren Energie-Verschwendung ausruht. Manche Planeten sind Laboratorien, darinnen es brodelt, als wäre hier das Chaos lokalisiert; es tobt sich mit unaufhörlichem Getöse in Explosionen und Gewittern aus. Daß auf einem Planeten Leben gedeiht, wo immer wir es vermuten, ist jedenfalls eine seltene Ausnahme, die zudem befristet ist. Irgendwann wird die Erde sogar für Einzeller wieder zu unwirtlich sein. Was bleibt, ist die Mikrowelt der Atome, ist das Physikalische in allen seinen Grö-

ßenordnungen. Das Lebendige, erst recht das Geistige haben dagegen lediglich die sehr geringe Chance von Zufallstreffern. Die Daseinsbedingungen sind bisweilen hart, mitunter unerträglich; die Erdoberfläche verändert sich, das Klima. Die Sahara war einst fruchtbares Land, und in Grönland wuchsen Palmen. Eiszeiten, Sintfluten, Erdbeben, Sturm- und Flut-Katastrophen – die Grundfesten wanken; Landstriche, Inseln versinken; ihre Flora und Fauna werden ausgerottet. Städte, Völkerschaften und ganze Kulturen sinken dahin. Wir haben keine Bleibe in dem, was bleibt.

Schopenhauer hat diese Welt-Verlorenheit klassisch beschrieben: „Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede von welchen etwa ein Dutzend kleinerer, beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat – dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt." Eine mißliche Lage, wahrlich, für Intelligenzen, bei allem Selbstverständnis nicht zu wissen, woher noch wohin; einer zu sein in der unzählbaren Menge und Abfolge tierischer Körper, dabei nichts Beharrliches als allein die Genen, die Wiederkehr organischer Formen und Verhaltensweisen während gewisser Zeitspannen –, jene durch Anhäufung kleinerer Abwandlungen sich allmählich entwickelnde Folge der Formen. Im Karbon wurden die Schachtelhalme bis zu 40 Meter hoch, die Farne waren riesige Bäume. Das Mesozoikum war das Zeitalter der Reptilien, die Periode der unförmigen, ungeheuerlichen Saurier. Gewisse Tierformen wurden ausgemerzt, neue entstehen, andere divergieren und konvergieren, lautet das zoologische Statut, das für den Menschen wie für jedes Tier gilt; auch der Mensch verändert sich fortwährend durch den Prozeß der natürlichen Selektion. Anpassung, Zuchtwahl, Evolution! Die sachlichen, wertfreien Begriffe kaschieren den mörderischen Kampf ums Dasein, für den ganze Gattungen schlecht und viele Individuen an sich tüchtiger Arten unzulänglich ausgerüstet

sind. Mißbildungen, Perversionen, Verschrobenheiten ... Naheinstellung entlaubt den Urwald, skelettiert die freigiebige Ursteppe – was sich hinter dem Röntgenschirm zeigt, ist ein von Kadavern bedecktes, von Schweiß, Blut und Tränen gedüngtes Schlachtfeld. Leben zertritt und zermalmt Leben und nährt sich von Leben. Leben löst Leben ab – das ist die Kehrseite der Individuation, der schönen Gestalt, der greif- und sichtbaren Konturen: Leben auf Zeit, Vergänglichkeit, Krankheit, Sterben, Tod: Seufzer der Kreatur, Leben als Leiden. Leben gleich Leid. Der Tod ist nicht der Sünde Sold, der Tod ist natürlich: sein Regiment auf Erden ist älter als die Menschheit. Auch Delphine, Elefanten, Hunde trauern. Vergänglichkeit ist ein Urphänomen des individuellen Daseins. Alles Endliche vergeht, das Bleibende ist überraumzeitlich. Der Begriff des Sterblichen kennzeichnet unsere Menschlichkeit treffend; der Begriff des Unsterblichen ist heidnisch oder eine leicht komische Übertreibung des Nachruhms.

4. Die natürliche Ordnung ist für Lebewesen, so sie Empfindung haben, Qual, für den Menschen ein Ärgernis, ein Skandalon. Das Neue Testament sagt kurz und bündig: Die Welt liegt im Argen. Der universale Tatbestand rechnet sich den Menschen wie alle Kreatur nicht als Täter zu, nicht einmal als Opfer, sondern bloß als auswechselbares Rädchen eines riesigen Getriebes. Unser Gewissen pocht jedoch in Solidarität mit allem Seienden, als hinge der Welten-Zustand von unserem Willen ab. Der Wille ist *einer*, lehrt Schopenhauer, und was anderes bedeutet es, wenn wir den dreien: Sünde, Tod und Teufel in einem Atemzug abschwören, als daß wir eben an der Einheit des Weltwillens teilhaben! Dieser Seinswille aber ist der stärkere! Er allein ist stark, ob wir Mut haben zum Sein oder nicht. Ob unser Weltbild zerrissen, unsere Weltanschauung fragmentarisch, unsere Haltung ambivalent oder zynisch ist, ob wir als zornige Rebellen protestieren – es geht mit uns anheim: wir schlagen uns die Köpfe an Stäben blutig, die wir uns einbilden. Das Uni-

versum hält uns umfangen. Pessimismus hier, Optimismus dort: das Etikett, das wir auf die Flasche kleben, verschlechtert bzw. verbessert deren Inhalt nicht im geringsten. Nennen wir die Dinge unbefangen beim Namen, wie es unseres Amtes als Sprecher der Natur ist! Kein Geist ohne Gehirn, aber zahllose Gehirne ohne Geist. Kein Vernünftiger bestreitet, daß die höhere Seinsstufe genetisch die spätere und hinfälliger als die untere ist. Das geistige setzt seelisches Leben voraus, das psychische vegetatives, und die Pflanze kann nicht sein ohne Humus, Wasser, Luft und Sonnenlicht. Die Erde hat als glühender Ball ihre Laufbahn begonnen und wird sie als Stein- und Sandwüste beenden – der Zwischenakt mag ein Zufall sein, für den irdischen Geist ist es *der* Akt: Eine einzige Geistseele, der Geistwille wiegt tausend Sonnen auf. Wir können die Despotie des Physikalischen nicht brechen, aber die Physik ist ein Produkt unseres Verstandes. Sternbilder sieht nur ein Lebewesen, und die Sonne bildet mit ihren Planeten nur für unseren Intellekt ein System. Ohne richtende, ordnende Vernunft keine Begriffe, erst recht keine Naturgesetze. Die „Sternstunde" ist mit dem Ableben des letzten Menschen vorüber. Die Billionen Sonnen, mit ihren Trabanten fortrasend in alle Ewigkeit: wen interessierte es? Ohne erkennendes Subjekt ist die Welt weniger als nichts.

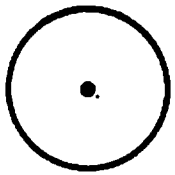
Und doch: Ohne den Beigeschmack des durch unsere Körperlichkeit bedingten Grams, ohne die Trübungen unseres Wollens durch unser Wünschen, ist dem reinen Denken das Seinkönnen ein fortgesetztes Staunen und Sichwundern. In der Naheinstellung ist das Übel penetrant, und unser moralisches Bewußtsein verschärft das Verdammungsurteil noch um die höllischen Grade des Bösen. Das Dasein kann eine Tortur sein, und das Schicksal läßt uns keine Wahl: Wir müssen es erdulden. Der Geist indessen distanziert: er mißtraut dem Hautnahen und rückt das Übel, das in der Isolation herabzöge, ins Teleologische; in dieser Fernsicht hat es einen Endzweck: es dient als

Schwelle zum Erhabenen. „Selbst das Böse", fordert der Maler Paul Klee, „soll nicht triumphierender oder beschämender Feind sein, sondern am Ganzen mitschaffende Kraft". „Das sogenannte Böse", schreibt der Verhaltensforscher Konrad Lorenz (auch das menschliche Sichverhalten ist großenteils ein animalisches). Die Zoologen warnen generell davor, den Daseinskampf der Tiere mit menschlichen Normen zu messen. Welches Grundgefühl beseelt den Naturforscher, da er die Welt denkend betrachtet? Nach Gerhard Heberer, einem bedeutenden Anthropologen, drückt der folgende Ausspruch des Physikers A. Michelson es am besten aus: „Was kann schöner sein, als die wundervollen Anpassungen der Natur, und was steht höher als die immer tätige Herrschaft von Gesetz und Ordnung, selbst in ihren scheinbar unregelmäßigsten und verwickeltsten Erscheinungsformen!" Unser Gewährsmann persönlich fährt fort: „Auch der heutige Naturforscher kann ehrlicherweise keine Meinung darüber äußern, warum die Natur gerade so ist, wie sie ist, er kann nur ehrfürchtig staunen darüber, daß sie so ist." Mit dem Sich-Verwundern fängt das Philosophieren an. Ein Paläontologe, der die Fossilien fernster Erdperioden erforscht, datiert nach Jahrhunderttausenden, wenn nicht Millionen, und stellt er die Sinnfrage, wird sie die Weite der Evolution haben – wer wollte einen Teilhard de Chardin deswegen tadeln! In dieser Ferneinstellung ist die Entwicklung des phylogenetischen Stammbaumes vom Protozoon, dem Einzeller, bis zur Komplexität des menschlichen Gehirns mit vielen Milliarden Zellen ein schier unglaublicher Vorgang. Wunder über Wunder, die steilste Aufrichtung, die wir mit Recht als den für das Leben auf Erden entscheidenden Fortschritt rühmen dürfen. Gerade weil die natürliche Zuchtwahl, die Auslese unbarmherzig, der Mensch aber in jeder anderen Hinsicht als jener der Gehirnbildung eher benachteiligt, nach Arnold Gehlen ein Mängelwesen war! Tod, Entbehrung und furchteinflößende Naturdämonen bedrohten die Frühe der Menschheit ernstlich und konnten

ihren Aufstieg doch nicht verhindern –, im Gegenteil. Ein Grundzug der japanischen Religion äußert sich (nach Gerhard Rosenkranz) in dem Satz: „Indem der Tod das menschliche Leben in seiner Nichtigkeit enthüllt, verleiht er ihm Fülle und Schönheit." Der Visionär William Blake sprach dieselbe Einsicht mit frappierender Vollmacht aus; er sagte: „Tod und Hölle strotzen von Leben." Mächtiger kann man die Welt des Grauens – Blakes Unterwelt war grauenvoll – nicht in die Dauer des Werdens einbringen. Was bleibt, ist das Leben; wenn nicht auf unserer Erde, so doch in diesem Äon auf vermutlich zahllosen ähnlichen Planeten.

Ein wenig voreilig, dem Ziele zustrebend, haben wir über das dritte Kapitel das heilige Symbol des Ostens, das Tai-Gi-Tu[5] gesetzt; die gekrümmten Linien der Polaritäten schmiegen sich in ihm zum Kreis. Von diesem muß zunächst die Rede sein, ehe wir uns der internen Bewegtheit des Zeichens zuwenden.

„Die Gerade", lernten wir von Gerhard Gollwitzer[3], „ist Entsprechungsbild der Wahrheit, des Wahren, des Logos – von daher wird das menschliche Denken erleuchtet und in die rechte Richtung gewiesen." Das zweite „Elementarmotiv bildnerischer Gestaltung", der Kreis, sagt als „Linie Unendlichkeit, Einheit, Ganzheit, Vollkommenheit und, da er überall auf den Mittelpunkt bezogen ist, Zentrierung, Zusammenschluß". Das Kreissymbol sieht – nach Wittlich – so aus:



Der Mittelpunkt ist transzendent; das Zentrum der materiellen Welt ist mit den Sinnen unerfaßbar. „Der Kreis ist Gott und auch der Kosmos" in der Makellosigkeit und schönen Harmonie

einer Kugel. „Zutiefst", meint Gollwitzer, „ist Kreis-Kugel Entsprechungsbild der ewigen Liebe, des Guten – des rechten Inhalts des Menschenwollens."

Nun, von der Klassik des Kreissymbols sind unsere „Ansichten" noch weit entfernt, und Gollwitzer stellt selber fest: „die beiden Elemente haben ihre Kehrseiten. Auf ihnen steht der tote Kreis als Bild des sich Abschließens, sich in sich Verkapselns und des sich um sich selbst Drehens, und die starre Gerade als Bild der Einseitigkeit, Eingleisigkeit, Sturheit", und er zeigt dazu die obige Figur, das Kreissymbol, das Bernhard Wittlich[6] wie folgt erläutert: „Die Kreislinie ist ohne Anfang und ohne Ende. Sie wird dadurch zum Symbol der Unendlichkeit, sowohl des Raumes wie der Zeit. . . . Der Kreis ist das All und die anfanglose Ewigkeit." Anfanglos? Der Punkt in der unsichtbaren, die Peripherie bestimmenden Kreismitte ist der Störenfried, der Vorgriff auf eine Harmonie, die unsere Betrachtung keinesfalls zu assoziieren vermag. Die Kreislinie wird zunächst einmal als Gegensatz zum Punkt empfunden, je weiter der Radius ist, desto mehr. Setzen wir also statt des Punktes eine Null (arabisch chifra; Ziffer, Chiffre), sie erhöht den Wert der Ziffer davor auf das Zehnfache; so wertträchtig ist das Nichts. Dann haben wir das Symbol des leeren Kreises, und von ihm, dem Wu-Gi, sagt Lao-Tse: „Sein und Nichtsein ungetrennt ineinander, so groß, so leer . . ." In dieser Leere nun, dem Schweigen des Nichts, kann das große Werk des Schaffens und Zeugens erst recht beginnen.

4. Lichtspuren, wo keine Lichtung ist

Ansichten IV

Wer die Welt des Lichtes sieht, wer die Welt der Finsternis schmeckt: er nimmt das gleiche wahr, wechselnde Tagesgrößen, Varietäten, Vorübergänge ... Das Fragliche ist zerbrechlich, der Lichtsucher ist als Pointillist von einzelnen Lichtpunkten bereits hochbefriedigt. Was uns ängstigt, sind die eingegossenen Welt-Übel, bei deren Abwehr wir schon durch unsere Endlichkeit am Ende unterliegen – was uns hoffen heißt, sind die Wärme des Sommers und die Früchte des Herbstes, eine fröhliche Kinderschar und das sanfte Lächeln des Einverständnisses. Das Vergänglichste ist am süßesten. Wer aber hielte die Gebärde fest, den Anhauch wessen, den verstohlenen Wink wohin? Wem wäre das Fragen Antwort genug, die bloße Mutmaßung: wem gälte sie schon als Lichtung, wo keine Lichtung ist? Die Sorge hingegen und das Leiden zeichnen unser Antlitz mit den Lichtspuren der Erkenntnis.

1. Das antithetische Denken, das Behauptung gegen Behauptung stellt, gewährt keinem Teil=Gegenteil einen vorzüglichen Anspruch auf Beifall. Auch nicht dem Licht: die Sterne sind nur bei Nacht sichtbar, und in der Mittagshitze weicht man dem Sonnenschein aus – wie erquickend ist dann der Schatten! Das Recht des Tages bleibt unangetastet, wenn der Zarathustra Nietzsches die Hand an den Mund legt und ruft: „Kommt! Es ist die Stunde. Der Mond ist kühl, der Wind schweigt. Was spricht die tiefe Mitternacht? Es gräbt noch der Holzwurm, der Herzenswurm. Ach! Ach! Die Welt ist tief. Es quillt heimlich ein Geruch herauf von trunkenem Mitternachts-Sterbeglücke, welches singt: die Welt ist tief, und tiefer als der Tag gedacht!" Das ist heraklitisch, wie das Vorzüglichste, das Übergreifende, an Nietzsche. Gegensätze enthaltend, widerrät die Seins-Vollmacht jeder statischen Fest-Stellung, der Verankerung in der Lust wie im Weh. Die Gegnerschaft des Entgegengesetzten darf nicht aus pazifistischem Ruhebedürfnis verkleistert werden; allein der Widerstreit der Widersacher, von denen keiner den anderen je überwindet, verbürgt dem irdischen Dasein Dauer. „Die notwendige Entzweiung ist ein Faktor des Lebens, das ewig entgegensetzend sich bildet", schreibt Hegel, „und die Totalität ist in der höchsten Lebendigkeit nur durch Wiederherstellung aus der höchsten Trennung möglich."

Wir dürfen nicht beim Kontrast einer heilen und einer unheimlichen Welt, dem äußerlichen Dualismus, wir dürfen nicht bei der Tages- und Nachtansicht der Dinge verharren, wir müssen vielmehr die interne Verstrebung des Gegensätzlichen in der Feinstruktur des Seienden wie des Daseins aufzeigen. Die polare Welt ist in ihrer Polarität eine Einheit, wie im Hexagramm – dem Schild oder Siegel Salomons – das auf die Spitze gestellte dunkle und das nach oben weisende, lichte Dreieck sich durchdringen:

Zieht man eine Waagerechte hindurch, so schneiden sich die beiden Dreiecke an der gleichen Stelle: Gut und Böse sind im Gleichgewicht. „Der Mensch ist nicht gut, der Mensch ist nicht böse, er ist, im eminenten Sinne, gut-und-böse", bemerkt Martin Buber zum dialogischen Prinzip. Als kosmisches Symbol verbindet das Sechseck Raum und Zeit; dies durch Zuordnung der 12 Punkte (Spitzen + Ecken; Zwölfzahl in der Kreis- und Zeiteinteilung). Warnend vor kurzatmigen Fehlschlüssen, kreist über dem dritten Kapitel das Tai-Gi-Tu; es übertrifft das sinnverwandte, doch immobile, architektonische Hexagramm durch seine

Dynamik. Die beiden Pole Yin und Yang, das dunkle, weibliche, und das helle, männliche Prinzip – die Geschlechter sprechen für alle Gegensatzpaare – umschließen sich im Taigitu, und jedes Teil der Zweiheit trägt wie einen Keim das andere noch in sich. Man muß sich das Zeichen bewegt vorstellen, in der Rotation, so daß bald das Helle hervorsticht, dann wieder die Dunkelheit dominiert. Ist das Dunkle am stärksten, fällt der

Keim des Hellen auf, und umgekehrt. Aus den Wandlungen der Zweiheit baut sich das Dasein auf, wobei „denn der Wandel teils ein dauernder Umschlag von einem ins andere ist, teils ein kreisförmig geschlossener Ablauf von in sich zusammenhängenden Ereigniskomplexen wie Tag und Nacht, Sommer und Winter". In allem Wandel aber wirkt „das umwandelbare Gesetz", der „Sinn" Laotses (Tao), der „Lauf, das Eine in allem Vielen".

2. Mit diesen Sinnbildern uralten Weistums haben wir die metaphysische Spekulation durch ein Innewerden hinter uns gelassen. Jedes Gesetz widerstrebt sich selber; auch wenn es die Mehrung bestimmter Güter bezweckt, führt es mit der Minderung anderer seine eigene Verneinung, den Ungehorsam herauf. Das rollende Rad des Daseins rotiert in Unvernunft; es stört sich nicht am Weh und Ach oder an den Antinomien, in die sich unser diskursives Denken verwickelt. Die Bilder aber sind rissig. „Das trunkene Lied" Zarathustras bringt zum Schluß das Herzeleid scheinbar um seine Wirkkraft:

Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit –,
– will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Nietzsche hat so viele Schleichwege des Allzumenschlichen aufgedeckt, hier aber versteigt seine Rhetorik sich und verwechselt den Wunsch nach Wiederkunft mit der jeder Empfindung baren Umdrehung des Rades: „So reich ist Lust, daß sie nach Wehe dürstet, nach Hölle, nach Haß, nach Schmach" – in der Hölle sagt das keiner; unter Foltern spricht keiner zum Weh: „vergeh, aber komm zurück!" Lust begehrt nach Mehr, nach Steigerung, aber unsere Potenz ist schwächer als die Gier, und kein Glück begeistert durch idyllisches Immergrün. Was währt und Gewähr bietet, ist das Leiden; es nagt an der Standfestigkeit des Welt-Ichs, an unserer Ich-Welt; es tadelt die Ich-Zerstreuung, den ich-Verlust. Das Herzeleid macht uns schwindlig, wirft um – oder aber wir finden zum Grund. Das ist die psychische Wirklichkeit, die durch den Überschwang des Gesangs hindurchwirkt. Das trunkene Lied macht trunken. Aber ist es die Trunkenheit der Fülle? Ein schlichtes Ja zum Leben? Reiner Genuß? Ist es nicht tragischer Pessimismus, krank am tiefen Weh der Welt? Germanischer Trotz in der Götterdämmerung?

Die artistische Aufbietung aller Sprachkünste überzeugt nicht; sie überredet im Rausch, und im Schock betäubt sie. Mit dem Aufwachen stellt sich trivialer Katzenjammer ein; der Trotz wetzt sich ab. Das Dennoch läßt sich nicht mit heißen Rhythmen durchhalten, wohl aber mit einem gedämpften Wechsel der Töne; auch ein Seiltänzer präsentiert sich auf dem Seil nur während des Auftritts. Wir gehen und fahren auf Straßen, und vor einer Gebirgswanderung ziehen wir feste Schuhe an. Die Strenge der Notwendigkeit erzwingt sich Ventile. Gegen Gerichtsurteile läßt man klugerweise Berufung und Revision zu. Eifernde Pastoren mäßigt der Moderator. Lassen wir die Kirche im Dorf, auch wenn wir sie nie betreten. Der Glaube hat – nach Buber– einen Milchbruder, den Humor: er vertraut bei aller Enttäuschung und

Versehrtheit noch unter den schmerzhaften Grimassen des Mißlingens darauf, daß die Macht, die über Milliarden von Sonnensystemen gebietet, dem Beweis des ersten Anscheins, dem abscheulichen Physikalismus zuwider nicht minderwertiger als der Mensch ist, und so verschmelzen sich die konträren Elemente (Lachen und Weinen, Erhabenheit und Sympathie für das Geringe, Zufällige; ja, der Reiz des Widersinnigen, Verkehrten, Absurden und das Gefühl der Tragik) zu einer Gesamtstimmung nach der Art des Tai-Gi-Tu: das Unvereinbare schmiegt sich aneinander und der Senker des Widerparts steckt mittendrin. Aus dem Unterstrom von Verständnis für alles Unzulängliche, das durchschaut wird, taucht die Selbsterkenntnis auf; wer sich selber zum Besten hat, übt sich in die Selbstbehauptung ein. Selbstüberwindung ist humoristische Selbst-Freilassung. In Groß- und Wehmut, lächelt der Welt-Humor zum großen Gelächter der Welt-Verlachung.

3. Eine vorzügliche Theorie des „komischen Weltgeistes" verdanken wir Deutschen einem genialen Humoristen, dem Poeten Jean Paul. In seiner „Vorschule der Ästhetik" beschreibt er die „humoristische Totalität, Subjektivität und Sinnlichkeit": „Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee". „Etwas der Keckheit des vernichtenden Humors Ähnliches, gleichsam einen Ausdruck der Welt-Verachtung" vernimmt der Dichter in der Musik Haydns und – im „Skeptizismus, welcher ... entsteht, wenn der Geist sein Auge über die fürchterliche Menge kriegerischer Meinungen um sich her hinbewegt." Wer freilich einen Skeptiker wie Montaigne unter die „Gestalten des Nihilismus" rubriziert[7], verbaut sich den Zugang zu jener Offenheit, die mit den „Essais" errungen wird. Nihilistisch ist die Zweifelsucht, die sich selber dogmatisiert; dieser Skeptizismus intellektueller Miesmacher ist dekadent, sein Defaitismus ist gänzlich humorlos, eine Vorstufe des Zynismus. Die Skepsis Montaignes hingegen „hat wieder den alten Sinn des

Wortes: sie ist ein Spähen, vor dem Welt und Mensch nicht ärmer werden, sondern reicher, eine erschließende Skepsis mit der Ehrfurcht vor der Überlegenheit der reinen Erscheinung einer Sache über die immer nur unvollkommene Deutung der Sache."[8] Das ist eine Gesinnung, die auch uns beim „Betrachten, Bedenken", bei der „Untersuchung, Überlegung" leitet: mit diesen Begriffen wird das griechische Wort „Skepsis" übersetzt.

Humor ist ein Lebens- und Weltgefühl – Skepsis ist eine Methode des Sichzurechtfindens. Montaignes Temperament, sein Stil sind kaum von Humor, viel mehr von Witz (Esprit) und Ironie getränkt: vom Sekt, nicht vom Weine. Die Skepsis ist rationaler, kühler, trockener als der Humor. In ihrer Geisteshaltung, in ihrer Einstellung zum Tatsächlichen, dem Geltenlassen der Mitmenschen und ihrer Meinungen, dem Abstand zu sich selber, der Hochschätzung des wahren Ichs, der Individualität, der Vorliebe für das Konkrete, in Weltliebe, Weisheit und Heiterkeit sind die Skepsis Montaignes und Jean Pauls Humor verschwistert, einträchtig im innersten Wesenskern, der Souveränität des Selbstes. In der „Niederung gebrechlicher Kreatürlichkeit" treffen beide, der Humorist wie der Skeptiker, auf den Menschen, wie er ist. Der erniedrigte Mensch ist der von beiden bejahte Mensch. „Die Widerlage des Komischen" ist nach Jean Paul „die weltverachtende Idee"; für den Humor gibt es „keine einzelne Torheit, keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt". Die Skepsis geht noch einen Schritt weiter: sie artikuliert den Anteil der Vorstellungen, Welt-Ansichten, Ideen, Theorien an der Torheit des Welttreibens: der Skeptiker verteidigt seine Unabhängigkeit davon, indem er den Sitten, Konventionen, der gesellschaftlich sanktionierten Moral, den Umgangsformen, den Gesetzen des Staates den geziemenden Respekt erweist. Er untersucht und verwirft, was hinter den Attitüden der Selbstzufriedenheit, hinter den Attrappen der Selbsttäuschung zum Vorschein kommt. „Er ist wesentlich *kritisch* und entlarvt alles Pathos und alle Illusionen, die sich der Mensch über sich selbst und

über die Welt macht ... Er beginnt seine Kritik bei sich selbst ... Er hat den Willen, ohne Illusionen zu leben, und die Kraft, dennoch das Leben zu bejahen." Wer? Der Skeptiker? Ja – aber geschrieben hat diese Sätze Philipp Lersch[9] über den Humor.

4. Der Essay ist eine literarische Mischgattung, die zwischen Philosophie, den Wissenschaften und der Dichtung hin- und herspringt; in geistreicher Anmut wird am Kamin über alles und nichts geplaudert: schweifende Improvisationen, Anekdoten, Auffälliges aus aller Herren Länder und Zeiten, Einfälle, Assoziationen werden weltmännisch verstreut. Der Essayist ist ein „fortwährend Anfangender", der „aus der Zeugungskraft der Momente" reflektiert und analysiert – mithin der Gegentyp zum Systematiker. Warum bescheidet sich der Essayist wie der Skeptiker mit Etüden, Kostproben, Vorspielen? Der Grund ist bei Montaigne ein anthropologischer: „Wenn meine Seele Fuß fassen könnte", schreibt Montaigne, „dann würde ich mich nicht bloß ausprobieren, ich würde zu festen Schlüssen kommen; aber sie ist ja immer in der Lehre und Probe." Oder, andernorts: „Mein Stil schlendert umher wie mein Geist." Für Montaigne ist der „Essai" keine Gattungsbezeichnung, sondern eine Methode: Selbstversuch, den er auf der Ichsuche unternimmt, um seine eigene Beschaffenheit, Kraft und Ohnmacht, und – in sich selber kreisend – sein „Allerinnerstes" zu erforschen. „Alle Gegensätze sind in mir da", ist das Fazit seiner Selbstentdeckung, und er gesteht, „wie selbst das Beste" in ihm „einen Schimmer des Bösen hat." Mit untrüglicher Redlichkeit durchleuchtet er seine Individualität allseitig; sein Selbstwissen ist hell, sein Wesen ist heiter. Denn er ordnet sich als Schützling der Natur ein; er empfängt sein faktisches Sosein in der einmaligen, in sich widersprüchlichen Gemischtheit des Wesens und beläßt es, wie es ist. Erhorchen und Gehorchen, ist seine Hauptregel; er rät: „Wir wollen ein wenig die Natur walten lassen, sie versteht sich auf ihr Geschäft besser als wir." Die Diskontinuität des Lebendigen ist rätselhaft; das Geheimnis ist nur dunkel zu ahnen. Allein für

den gehorchenden Menschen ist das Geheimnis ein Gehege; Montaigne macht es spürbar: „Das göttliche Gesetz öffnet uns seine Arme und nimmt uns in seinen Schoß, so gemein und widerlich und schmutzig wir auch sind und noch weiterhin sein werden."

Der Humor ist eine ästhetische Kategorie, ebenso wie Witz, Ironie, Komik. Seine großen Lehrmeister sind die Dichter: Shakespeare, Cervantes als erste der Priorität und Ranghöhe nach, dann in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts Sterne, Fielding, Swift, in der deutschen Lessing, Wieland und im Gefolge Jean Pauls die Romantik. Während der Essay aus Bedacht fragmentarisch ist, gefällt sich der Humor in epischer Breite sowie der Totalität des Dramas. Herder lobt die milde Menschlichkeit des „guten Montaigne" und seiner späteren Verwandten, der englischen Humoristen, und rühmt die „feinere Moral" der Entspannung, die wohltätig und befreiend zur Reife führt. Die philosophische Grundhaltung des Humoristen läßt sich in vortrefflicher Kürze aus den „Essais" belegen:

– „Nicht bergauf- und voranzustreben ist die Größe der Seele, sondern sich fügen und beschränken zu können. Sie zeigt ihre Höhe darin, daß ihr das Mittlere lieber ist als das Hochragende."

– „Da ich die Ereignisse nicht lenken kann, lenke ich mich selbst, und ich richte mich nach ihnen, wenn sie sich nicht nach mir richten."

– „Wir müssen das Unvermeidliche ertragen lernen. Unser Leben besteht, wie die aus dem Gegensätzlichen gefügte Harmonie der Welt, aus ungleichen Tönen, schönen und rauhen, hohen und tiefen, sanften und schweren. Was wäre der Musiker, der nur die einen liebte? Er muß mit allen spielen und alle mischen – so auch wir das Gute und das Üble, das beides unserm Leben wesenseigen innewohnt. Unser Dasein kann ohne diese Mischung nicht bestehen, und die eine Seite ist dazu genau so notwendig wie die andere."

Montaigne ist kein Stoiker; er hält nichts vom Gleichmut des

Vernunftmächtigen, der das Wogen der Emotionen unterdrückt – aber die „Essais" sind eine Frucht der „Altersweisheit", nicht alle nach den Entstehungsdaten, doch sämtliche nach der moralischen Konstitution des Verfassers. Der konservative Edelmann meidet die Extreme; er kultiviert die seelischen Mittelzonen. Wie anders ein Falstaff, ein Don Quichote! Der große Humorist lacht und weint, seufzt und jubiliert, jammert und schreit auf vor Entzücken, Lust und Leid. Der Humorist erleidet die Erschütterungen des Menschseins – Montaigne stellt sie fest. Die „Essais" notieren unser Wähnen, Meinen – die vitalen Dichtungen zittern mit den Traumlichtern unserer Fantasie. Im Lachen und Weinen äußert sich unsere exzentrische Position: Wir sind Körper und haben ihn wie ein Instrument; wir stoßen an „Grenzen prinzipieller Art" an, „nicht mehr verschiebbare Grenzen des Nicht-Sinnes", auf die wir mit Lachen und Weinen reagieren (das hat Helmuth Plessner gründlicher ausgeführt). Der Humor ist die humane Antwort auf die Geworfenheit des Daseins; er beruht, wie Schopenhauer schreibt, auf „einer subjektiven, aber ernsten und erhabenen Stimmung, welche unwillkürlich in Konflikt gerät mit einer ihr sehr heterogenen gemeinen Außenwelt, der sie weder ausweichen noch sich selbst aufgeben kann." Eine Tragikomödie. Tragischer Optimismus des Scheiternden, der weiß, daß das Weltganze sich aus dem Scheitern des Vergänglichen erhält. Auch dieses Vertrauen hat Montaigne aufs schönste bekundet: „Ich überlasse mich willig der allgemeinen Ordnung der Welt. Glücklich, wer sich sanft kreisen läßt gemäß dem Kreisen des Alls!"

Skurriler Humor wuchert in den magischen Künsten. Am unbeschwertesten beim mantischen Tarockspiel, dem Tarot[10]; die Karten regen die Fantasie mächtig an. Die Inspiration hat nichts Überirdisches an sich; wahr gesagt wird vom Menschen und seiner Welt. In den Figuren der 22 Trumpfkarten schrumpft das All ganz und gar zum Menschen zusammen. Die Karten sind

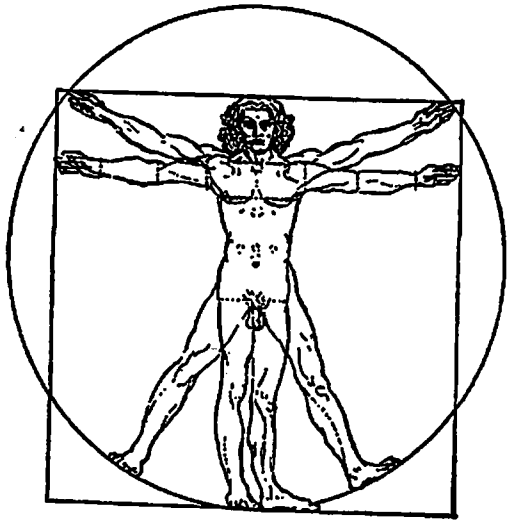
numeriert. Ein Trumpf wird nicht gezählt: der Narr, fr. Le Mat. Er geht mit seinem Bündel dahin, anderen zum Gespött – er achtet der Torheiten nicht. Ein Hund hat ein Loch in seine Hose gerissen; gebissen wurde er auch – er spürt es nicht. Der Narr hat dem Karussel der Welt, dem Jahrmarkt der Eitelkeiten Valet gesagt; sein Auftritt ist passé. So leicht ist ihm nun der Bettelsack, den er auf dem Rücken trägt.

Bernoulli[10] führt das System der Tarotsymbole auf das Gesetz des rechtwinkligen Dreiecks zurück. Das Kartenbild personifiziert die Zahl der Karte; ihr ist eine geometrische Figur zugeordnet. Das Dreieck ist mit der heiligen Zahl 3 das Sinnbild des Geistes, für den Christen der Trinität. Beim Sechseck[11] ist der Mensch vor die Entscheidung gestellt: er kann nach oben streben oder dem Drang nach unten nachgeben. So haben wir zur geraden und krummen Linie, zum Viereck und zum Kreis das Dreieck hinzugenommen, das sich mit dem Quadrat kombinieren läßt: 3+4=7. Das Quadrat ist voller Spannungen, hat uns Kandinsky demonstriert; als Raum lädt es zur Bewegung ein. Die 7. Tarotkarte zeigt den Geist im Körper, inkarniert: (1).

(1) (2)

Das Dreieck findet sich aber auch andernorts im Kreis (2): der Kosmos hegt den Logos in sich, wie die Materie unseres Leibes das Geistige. Von daher läßt sich der ganze Reichtum an Sinnbildern ausbreiten, vom Elementensymbol des Aristoteles bis zum „heiligen Werkzeug", dem Shri-Yantra-Mandala, vom Ganzheitssymbol der Quaternität bis zum Uroboros, der sich in den Schwanz beißenden Schlange, in deren Ring aus einem Dreieck das allsehende geistige Auge strahlt.

Der Mensch, ausgespannt in die vier Richtungen des Raumes, ist in der Begrenzheit des statischen Vierecks daheim; er hat Boden unter den Füßen, und weder seine Arme, noch das Haupt



reichen aus dem ruhenden Quadrat hinaus; die Grenze läßt sich gerade noch mit den Fingerspitzen ertasten. Beim Aufschwung der Arme freilich, im Rad der Zeiten, der vierten Dimension, dehnen sich die Glieder des sich Wandelnden bis zur Peripherie des Kreises; hineingezogen in die dynamische Fülle der Welten-Einheit, kreist der Glückliche sanft gemäß dem Kreisen des Alls. Die Leibmitte der Gestalt zentriert das Viereck wie den Kreis, und zu ihren Füßen decken sich die Linien beider ein winziges Stück. Im höchsten Teil des Kreises freilich – jenseits der oberen Geraden – übersteigt das Transzendente Verstand wie Vernunft. Das Gehirn des Menschen ist dem Umfassenden am fernsten. So hat Leonardo da Vinci[12] den Menschen gesehen, und er war als Forscher und Erfinder ebenso groß wie als Künstler. Das Überbewußte ist Leere.

5. Ich singe das Selbst

Transitorische Texte mit einem sehr alten Mittelstück

Für die Selbstentfremdung des Menschen ist nach soziologischem Urteil die Gesellschaft verantwortlich. Doch stutzen wir da nicht und fragen: wer wird wem entfremdet? Das „Selbst" ist als schmächtiger Begriff sehr kopflastig. Dünn und steif ist es wie ein Storchenbein, doch ohne dessen Festigkeit: man traut dem Selbst keine Selbständigkeit zu. Mag der gravitätische Herr Adebar sich auf dem Standbein noch so quietistisch gehaben, irgendwann muß er das angezogene Bein ausstrecken. Üblicherweise kopuliert man den Hagestolz – das Selbst – mit volleren Vokabeln, und da rutscht dann die Selbstachtung sehr schnell, von der Selbstsucht angetrieben, zum Selbstzweck ab. Das ist die absteigende, europäische Linie des verflixten Pronomens. Aufsteigend, gewinnt es als eleganter Leichtfuß wie jeder Senkrechtstarter schnell erstaunliche Höhen des Idealen. Oder es gemeindet sich Kontinente und Kulturen wie im Fluge ein: ich bin alles, alles bin ich.

Mit breitem Schlapphut, großspurig in lässiger Haltung, hebt Amerikas Sänger Walt Whitman an: „Ich singe das Selbst", den Einzelmenschen nämlich, den Protagonisten als Selbstdarsteller „En masse", seine Vollgestalt; das Weibliche gleichen Rangs mit dem Männlichen; das Leben, überschäumend in Leidenschaft, Puls und Kraft.[13] Die Dinge des Weltalls strömen unaufhörlich zu ihm, alle sind an den Dichter geschrieben, und er muß die Schrift in kraftstrotzender Gesundheit entziffern. Seid vollkommen! lautet die Parole; also ist er's. Walt Whitman feiert hochgemut sich selbst und fordert jedermann zur Mitfeier auf: Was ich mir anmaße, sollst du dir anmaßen! Mitten im vollblütigen „Gesang von mir selbst" wird der Ich-Erfüllte indessen zum Zeugen, der wartet und sich in Erwartung vortastet:

„Abseits von dem Ziehen und Zerren steht, was ich bin ... spielt mit und doch nicht mit, beobachtet und wundert sich." Mit brüsker Abwendung schiebt der Dichter die Tagesereignisse und ihre Wirrsale von sich: „Diese alle kommen zu mir bei Tag und Nacht und gehen wieder hinweg von mir. Aber sie sind nicht das Ich selbst." Angesichts der See, fällt unversehens die Natur über den Seefahrer-Enkel her, und sein Quäkertum entlockt ihm das Geständnis:

... Vor allen meinen hochfahrenden Gedichten steht
das wahre Ich noch immer unberührt,
unausgesprochen, gänzlich unerreicht,
Weit abseits, meiner spottend mit spöttisch beglückwünschendem
Neigen und Grüßen,
Mit fernher schallendem ironischen Gelächter über
jedes Wort, das ich geschrieben habe,
Stumm deutend auf diese Gesänge, und dann auf
den Sand am Boden,
Mir zur Erkenntnis, daß ich nichts, kein einziges Etwas
wirklich verstanden habe und daß
auch kein anderer Mensch dazu fähig ist.

*

Die Gemengelage von Humor, Skepsis und Symbolik ist so exorbitant, daß noch zwei Eideshelfer aufgerufen seien. Als erster G. W. F. Hegel, der sich in seiner „Ästhetik" über das „barocke Zusammenbringen des objektiv Entferntesten" in den Romanen Jean Pauls mokiert; bei den „Hinundherzügen des Humors" gebrauche der Dichter jeden Inhalt nur, um daran seinen Witz zu schärfen. Und nun schießt Hegel die Salve ab, die aufhorchen läßt: „In diesem Beziehen und Verketten des aus allen Weltgegenden und Gebieten der Wirklichkeit zusammengerafften Stoffs kehrt das Humoristische gleichsam zurück zum

Symbolischen, wo Bedeutung und Gestalt gleichfalls auseinanderliegen". Ja, heute ist der Zwiespalt offenbar, den ehemals Magie und Mythos verhüllt hatten: die Symbole sind nur mehr Landmarken, Kennzeichen also, an denen der Schiffer die Nähe des Landes erkennt – sie sind nicht mehr das Land selber in seiner Erdhaftigkeit. In Eleusis sahen nicht nur einzelne Mysten, sondern ihre ganze Gemeinde die Göttin leibhaftig, so wie das Theaterpublikum eine Diva vor sich auf der Bühne sieht. Die Vision war keine bloße Imagination, kein Fantasie- oder Wunschbild; der Eingeweihte nahm die leuchtende Gestalt der Göttin wahr, weil er sie sehen mußte. Die angewandten Mittel und Prozeduren führten jene innere Lichterscheinung unweigerlich herbei. Wo diese Identität wie eine antike Vase zerbrochen ist, begnügt sich der Symbolist mit einem Hindeuten; wer aber Humor hat, kratzt sich am Kinn.

Als zweiter Eideshelfer soll ein Mann benannt werden, der beides war: skeptischer Moralist wie Montaigne und kauziger Humorist wie Jean Paul, das erstere in vielgelesenen Aphorismen, das zweite in ebenso genialen Briefen –: Georg Christoph Lichtenberg. Nimm und lies! ist alles, was zu Biographie und Werk zu sagen wäre. Der Aufhänger, an den sich unsere Neugierde heftet, ist natürlich der Buckel, ähnlich wie Theodor Haecker den „Buckel Kierkegaards" in einem Essay transformiert hat. Wer körperlich benachteiligt ist, wird sich nicht wie der bärtige Satyr in einer Weltumarmung baden, in Langzeilen, rollend wie Meereswogen. Sänger Amerikas! Ist Amerika noch der Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten? Spätestens seit dem Vietnam-Krieg nicht mehr. Der Intellekt hat auch das Selbstbewußtsein der Amerikaner perforiert; ihrer holden Unschuld beraubt, spüren sie jetzt den Stachel im Fleisch. Der hochmögende Walt Whitman – ist er nach dem Mentalitätswechsel und Stilbruch nicht noch liebenswerter? Bei seinen Gesängen erwacht die Jugendkraft wieder, die Zeit ungestümen Ausschreitens, der kühnen Vorwegnahmen des Zukünftigen, das die Welt-

übel und das Böse gering veranschlagen darf, als hätte es sich der Gefängnisse, Spitäler und Waisenhäuser entledigt. Die Sterne funkeln bei nächtlichen Gesprächen am Lagerfeuer, und der Glanz ihrer Erhabenheit, das Göttliche ist dem Enthusiasten nah wie Grashalme.

Das Gespräch eines Lebensmüden mit seinem Ba

Wollen wir Urkunden des Altertums für unsere Zwecke auslegen, müssen wir Mythos und Magie durchstoßen, mit deren fester Umhüllung das Seelisch-Geistige wie mit Mumienbinden bandagiert ist. Dann sehen wir Menschen ins Antlitz, die uns gleichen. An den Grundweisen des Menschseins hat sich, soweit die Geschichte zurückreicht, nichts geändert. Im Unterschied zu den Griechen, haben die Ägypter nie den Mythos dem Logos ausgeliefert. Desto erstaunlicher ist der hohe Grad von Bewußtheit, den die Ägypter errungen haben, nicht durch Vernunftschlüsse, sondern weil das Vermögen zu schöpferischer Spontaneität, zu Einsichten, sowie die Ausdruckskraft sehr weit gediehen waren. Wenigstens beim Genie, in Ansätzen gewiß auch bei einer breiteren Schicht von Schreibern, Priestern und Künstlern, die trotz der Einbindung in ein starres System sehr wohl als Persönlichkeiten erscheinen; der individuelle Geist strahlt durch die Rolle und deren Maske hindurch. Wer mit seiner „Seele" oder seinem „Herzen" redet, dessen Gemüt durchlöchert die anfängliche Naivität in Zweifeln und Konflikten; der Eigenwert-Wille rebelliert gegen die gesetzhafte Moral, bis diese der Wahrhaftigkeit weicht.

Das ergreifendste Zeugnis einer innerseelischen Auseinandersetzung ist der Papyrus eines Lebensmüden[14], der um 2200 vor Christus entstanden sein dürfte. Die Pyramidenkultur des

Alten Reiches (2780–2260 v. Chr.) war in einer sozialen und religiösen Katastrophe zerborsten. In der Epoche der „Ersten Wirre" (2260–2130 v. Chr.) war der Pharao ohne Autorität; die heiligen Gräber wurden geschändet, die Tempel zerstört, Untaten und Unfriede nahmen überhand. Die Mißwirtschaft griff um sich bis zur Verelendung des Volkes. Die Allmacht des Weltregiments schien aufgehoben; man klagte den Gott an, daß er Verbrechen ungeahndet lasse. In solcher Fäulnis spie das Kollektiv den Einzelnen aus, der in seiner Verlassenheit nicht mehr ein noch aus wußte. Ein Unbehauster also, wahrscheinlich ein Priester, der durch den Pöbel Namen und Geltung in der Gosse eingebüßt hatte; er hielt sich mit der überkommenen Ordnung für unrettbar verloren. War es ein Frommer, der – schlimm genug – unter der Willkür von Aufrührern zu seufzen hatte? Nein, in sein Schicksal ergeben war er nicht. Die Schrecknisse, die Verzweiflung und – noch schlimmer – das Grauen hatten den letzten Halt in seiner Brust geknickt –: der Mann war des Lebens überdrüssig.

Die Tragödie beschleunigt sich dem Falle zu. Dem Ortlosen bleibt nichts mehr zu tun, als sich auf das Jenseits vorzubereiten; er wird nun bald vor dem Totengericht der Götter stehen, und das Herz des Toten in der einen Schale wird gegen die Gerechtigkeit und Wahrheit in der anderen Schale aufgewogen werden. So geht er denn, ehe er seine irdische Laufbahn beschließt, noch einmal mit sich selber zu Rate: er unterredet sich mit seinem „Ba". Ba und „Herz" gehören zusammen, jener als der bewußte, dieser als der unbewußte Pol der Person. Der Lebensmüde wähnt sich mit seinem Ba eins; erst nach dem Abscheiden, glaubt er, wird der Ba selbständiger und kann als Zeuge gegen einen Unwahrhaftigen als dessen – würden wir sagen – besseres Ich vor dem Totengericht aussagen. Der Lebensmüde ringt noch mit sich: er fürchtet, im Selbstmord eine Sünde zu begehen, und ängstigt sich um die vorschriftsmäßige Beachtung der kultischen und moralischen Normen; der Ritus beengt seinen gehorsamen Sohn

noch jetzt mit Skrupeln, und so will er den Ba vorsorglich zum Mittäter machen, damit er nicht gegen den Verstorbenen zeugen könne.

Da widerfährt ihm, dem Lebensmüden, das Allerschlimmste, das ihm zustoßen kann, ein Ungeheures, das für Fakturisten eine Null, dem großen Einzelnen indessen zu absonderlich ist: sein Eigenstes, Innerstes, sein Ba gerät schon zu Lebzeiten in einen Gegensatz zu ihm und widersetzt sich allem guten Zureden. „Es ist, als ob er gleichgültig gegen mich geworden ist", stellt der Ägypter überrascht fest. „Das ist zu groß für mich heute", meint der Lebensmüde; das ist ja noch größer, als Übertreibung es darstellen könnte. Dann fragt er seinen Ba, wie er sich gegen den stellen könne, in dessen Leib er festgebunden sei; es stehe dem Ba doch gar nicht frei, am Tage der Trübsal zu entfliehen. Wenn der Ba wenigstens gegen die Selbsttötung Widerspruch eingelegt hätte, aber nein, er teilt die Bedenklichkeit des Lebensüberdrüssigen nicht im geringsten. Was der Zauderer mit ihm beratschlagen möchte, interessiert den Ba nicht, und über dessen Wankelmut äußert er sich mit halber Verachtung. „Bist denn nicht du der Mann? Lebst du denn überhaupt?" – Wäre ich den Ba nur los! wird der Unentschlossene gewünscht haben. Doch der Ba läßt seine Stärke fühlen, er greift erneut an; dieses Mal die heiligsten Überzeugungen des mythen-, riten- und gesetzesgläubigen, in seiner Treue hilflosen Ägypters, der so gar nichts Wendiges, nicht ein bißchen Opportunismus, so gar kein Laisser-faire an sich hat. Warum paktiert er nicht mit der Anarchie und windet sich durch? Die Gewichte verschieben sich jetzt und nächstens wieder. Der Lebensmüde begreift nicht; er wirbt nur um seinen Ba: „Und wenn mein Ba auf mich hört", wenn „sein Herz" mit mir zu einer Figur des Heils „zusammengefügt ist, dann wird er glücklich sein".

Der Ba indessen hat aus den widrigen Zeitläuften gelernt, er hält nichts von Bestattungsriten, Gräbern und Opfertischen; der Ba ist ein Ketzer und weist die konventionelle Einstellung

des Ägypters scharf zurück. Auf die Hinterbliebenen ist unter dem Regime von Frevlern kein Verlaß, und die Furcht vor Verstößen gegen formale Verpflichtungen – ist sie nicht komisch? Der Ba ist kein Neuerer, er ist ein konservativer Skeptiker in der Nachbarschaft Yoshida Kenkôs und Montaignes; er läßt sich nichts vormachen und dringt auf die richtige Rangordnung der Werte, vornehmlich also auf Selbsterkenntnis. Wer sich mit seinem Heimlichsten beraten will, muß als Lauschender auf die innere Stimme horchen und sich deren Fragen stellen – er muß sich selber freilassen und darf nicht, wie es der Lebensmüde versucht hat, die ureigensten Regungen des Ander-Ichs der Tradition anpassen wollen.

In einem solchen Gleichnis deutet der Ba an, worum es ihm eigentlich geht. Laß das Erniedrigte, Sinkende fahren, mahnt der Ba; weine nicht um Vergängliches. Allein das Ungeborene, Zukünftige, das im Keim zerstört wird, ist unseren Gram und unsere Sorge wert. Du aber, tadelt der Ba in einem zweiten Gleichnis den Mann, warst unfähig mich anzuhören und hast in deiner Verstocktheit mich völlig verkannt und während des Disputs mir sogar deine Feindseligkeit zugeschrieben, nur weil du meinen Widerstand hinnehmen mußtest. – Da sah der Lebensmüde ein, daß er sich gegen sein eigenes Wesen versündigt hatte; in seinem Ba, in der Verantwortung vor ihm erkannte der Mann sich selber; er gewann Vertrauen zum Ba und legte ihm Rechenschaft ab über alles, was in ihm vorging.

Erschütternd die Klage des Einsamen, dessen Zunge sich nun löst: „Der Sanfte geht zugrunde, der Freche hat Zutritt zu allen Leuten. Zu wem soll ich heute noch reden? Ich bin beladen mit Elend und ohne einen Vertrauten. Das Unrecht, das dieses Land schlägt, nimmt kein Ende". Die Todessehnsucht entspringt dem Verlangen nach Frieden und nach Umgang mit Freunden. Das Heimweh ist unbezwingbar, denn „dort" im „Jenseits" ist das „Zuhause", die „Heimat".

Das Schlußwort spricht der Ba. „Nun laß die Klage auf sich

beruhen, du, der du zu mir gehörst, mein Bruder!" Wie du dich auch entscheiden magst, für das Hierbleiben oder für das Hinübergehen, „wir werden jedenfalls die Heimat gemeinsam haben."

So hat der Ba den Lebensmüden von innen her umgewendet; hat ihn behutsam und unbestechlich, zielsicher und unwiderstehlich zur Verwandlung geleitet, aus der Zerrissenheit des Todestriebes zur Ganzheit. Der Ba war nicht nur stärker als der Hang der zerrütteten Psyche zur Selbstzerstörung, er war auch klüger als die Regularität einer Hochkultur.

*

Viele Gedanken schießen durch unser Gehirn, eigene und in weit größerer Frequenz fremde; das braucht niemanden zu stören. Lassen wir Gedanken nicht einnisten in unsere Gesinnung, ziehen sie wie Zugvögel in das Weite. Für den Autobahn-Besessenen ist die schönste Landschaft nur eine Leitplanke. Ähnlich lassen sich Ideen und Einfälle verscheuchen, werden sie lästig. Es gibt so viele. Wenn man sich ablenken will, greife man sich etliche Bücher vom Regal, mache es sich auf dem Sofa bequem und schmökere. Wer die Zügel auch einmal locker läßt, wer ohne Druck im Sattel sitzt, dem dankt es das Pferd durch zügigen Trab, beim Galopp und Sprung; Remonte ist dem Heißsporn dressurunwillig. Das Füllhorn Fortunas wird vom Zufall verwaltet, und die Annehmlichkeit gleitet als sanfte Barke durch den stillen Ozean. Von Montaigne ist es nicht weit bis zu den Weisheitsbüchern des Alten Testaments; hernach bleibt man am 3. Kapitel des Evangeliums nach Johannes haften. Ein Mitglied des jüdischen Hohen Rates, Nikodemus mit Namen, ein bekannter Schriftgelehrter Israels, kommt bei Nacht zu Jesus, redet ihn als „Rabbi" an – zu deutsch „Meister" – und fragt ihn als den „von Gott gesandten Lehrer" nach dem Heil[15]: Wie kann der Mensch teilhaben an der Gottesherrschaft? Jesus antwortet ihm:

„Wenn einer nicht von neuem geboren wird, so kann er die Gottesherrschaft nicht sehen". – Die biblische Geschichte, vor allem aber dieser, ein Hauptsatz der Lehre Jesu elektrisieren den Aufmerksamen: wie können wir, du und ich, ein anderer, ein neuer Mensch werden?

Wer so fragt, stellt sich damit in seinem Humanum radikal in Frage; er mustert sich abschätzig wie ein Gestrandeter nach großer Fahrt. Nikodemus wich der peinlichen Selbstprüfung aus; dem Pharisäer war der Einwand geläufig, mit dem seine Partei die Mysterien- und Alchemistenlehre ad absurdum führte; er meinte spöttisch: „Wie kann jemand in seinem hohen Alter geboren werden? Kann er denn zum zweitenmal in seiner Mutter Schoß gehen und dann geboren werden?" Jesus erwiderte mit dem autoritativen Zeugnis des Menschensohnes als des Offenbarers; ausdrücklich rechnet er die Neugeburt nicht zu den himmlischen Dingen, sondern zu den irdischen; sie verwandelt den Menschen auf Erden bereits in seiner Einstellung: sie tönt durch sein Denken, Fühlen und Handeln und verschiebt den Akzent. Am Neuwerden erweist sich die Kraft und Echtheit des Glaubens[16], in der Menschwerdung wird das Individuum Person.

Wir können nicht die Tiefe des Johannes-Evangelium ausloten; das wäre Sache der Theologen. Wir wollen nur festhalten, was Jesus dem Nikodemus auf seine groteske Frage erwidert hat: „Wer nicht aus Wasser[17] und Geist geboren wird, der kann in Gottes Königreich nicht eingehn. Das aus dem Fleisch Geborene ist Fleisch, das aus dem Geist Geborene ist Geist." Ein neuer Mensch ist also, wer aus dem „Geist", dem Pneuma geboren ist. Das Pneuma bezeichnet – so Bultmann – die göttliche Kraft, die als Wunder Ereignis wird, ein innerhalb des menschlichen Daseins Wirkendes, das sich am Sterblichen im Erleiden wie im Tun vollzieht, so daß – dürfen wir hinzusetzen – in ihm das Ewige als inneres Licht aufleuchtet. Der neue, der geistgezeugte Mensch wird von jenem „wahren Ich" gelenkt, das einen Walt Whitman zum Sichwundern gebracht hat. Profaniert,

verliert der Geistbegriff zwar an umwälzender Substanz, hellleuchtend ist aber auch noch die mäeutische Theorie, die bei der Geburt des individuellen Geistes behilflich ist. Anleitungen zu sinnvoller Lebensführung sind für den Lichtsucher so nützlich wie die erprobten, schlichten Regeln der Selbstbestimmung, durch die er sich zum Herrn seines seelischen Haushaltes erhebt. Der Strebende berät sich mit den Meistern der Lebenskunst, die vor ihm den Weg der Vervollkommnung eingeschlagen haben. Dabei hütet er sich vor den Verführern, die sich fanatisch diesem oder jenem Perfektionismus verschrieben haben. Mörderisch für die Wiedergeburt der Seelen wie in den Revolutionen der Völker, tötet der Gifthauch des Extremismus alles, was ihn infiltriert, in der Ethik wie in der Politik, in den Wissenschaften wie in der Praxis. Gierig nach der Voll-Endung sind die Superklugen, die Stümper und Zwingherren. Die Weisheit tapst zum Verdruß der Elektriker noch immer am Hochmittag mit einem Öllämpchen daher; für die Durchfuhr, den kurzen Transit über das musivische Pflaster reichen transitorische Werte hinlänglich aus – ein Schelm, wer mehr verteilt, als er hat.

*

Jede Interpretation ist umstritten; ermuntert von sich aus zur Widerrede. Eine Legende nimmt dagegen als fiktive Erzählung keiner ernst; dem Leben gleich, erübrigt sie die Auslegung. Inspirationen überwältigen wie jede Heimsuchung; die Auffassungsgabe auch des Auserwählten wird überfordert und ermattet. Das Evangelium des Johannes war dessen Alterswerk, und er hat seine Kräfte wahrlich nicht geschont. Als man dem heiligen Schreiber einmal ein lebendes Rebhuhn schenkte, nahm er's auf den Schoß und streichelte es. Vorlaut war die Jugend schon immer; einer sagte also: „Der Alte wird kindisch!" Johannes tat, als habe er die Schmähung nicht gehört, und fragte den Jungen, der wie ein Schütze bewaffnet war, ob er den über-

großen Bogen denn spannen könne. „Und ob!" rief der Bursche, spannte den Bogen und hielt ihn schußbereit in die Höhe. Johannes sah zu und schwieg. Schließlich entspannte der jugendliche Athlet das Schießwerkzeug wieder mit der Erklärung, überspannt werde die Sehne schlaff und untauglich. „So ist es", sagte nun der Evangelist: „Der menschliche Geist bedarf desgleichen der Entspannung, soll er für den Höhenflug kräftig genug bleiben". Maßhalten also, ein- und ausatmen, straffen und lockern, auf- und abschwingen! Keine Vergewaltigung, keine rigorose Vollendung, auch keine waghalsige Gletscherquerung ohne Bergführer, der die Tragfähigkeit einer Firnbrücke mit dem Eispickel zu testen vermag – statt dessen der mittlere Pfad der Selbstverwirklichung, wie er uns Arbeitsbürgern einer Industrie-Gesellschaft gemäß und zu ersteigen ist. Diese Tour ist keineswegs ungefährlich und führt auf Umwegen und Windungen hinan zu Gipfeln, haltmachend bei der höchsten Berghütte. Von dort aus ist die Sicht klar; wer Augen hat, der sehe! „In seinem Sehen lebt der Mensch" (Guardini). Wer sein „wahres Ich" erwecken will, darf freilich dessen Spott und Tadel, die Schelte des ironischen Gelächters, der darf die Schatten des melancholischen Selbstgerichts, die dunkle Nacht der Verwerfung nicht scheuen – wie wollte er die Wahrheit seiner Ich-Wirklichkeit anders ans Tageslicht bringen!

6. Sie kennen die Macht der Finsternis nicht

Einsichten I

In den „Strahlungen" von Ernst Jünger lesen wir: „Die Blindheit wächst mit der Aufklärung; der Mensch bewegt sich in einem Irrgarten von Licht. Er kennt die Macht der Finsternis nicht mehr." Der Aufklärer wird sagen: Diese Sentenz ist negativ; eine uneingeschränkte Verneinung dessen, was nicht nur dem Fortschrittlichen, was jedem Verständigen wert und teuer ist. Respekt wird lediglich der Macht gezollt, der Macht der Finsternis, gegen die alle Menschenfreunde seit der Tat des Prometheus ankämpfen. Der Mensch ist Mensch geworden durch das Feuer, den glutvollen Spender: das Feuer gab dem Hungrigen Brand, dem Frierenden Wärme und dem Jäger die Zuflucht einer Raststätte. Dunkelmänner freilich treiben ihr Unwesen, indem sie die Sinne ihrer Opfer verschließen, den Verstand trüben und die Vernunft schmähen, als müsse das Licht vor der Finsternis kapitulieren. Ein Finsterling predigt die Unterwerfung: glücklich ist das Kind der Großen Mutter, denn es ist unmündig! – Der konservative Kulturkritiker wird sagen: Im trügerischen Lichte der Aufklärung erblindet der Mensch; er hält sich für autonom, weil die Liktorenbündel versteckt gehalten werden. Ein Konsument irrt durch die Schächte, das Verkehrschaos Babylons: gelenkt von Scheinwerfern, Neonröhren, Annoncen, stoppt er nach Geboten, Verboten, Angeboten eines frohlockenden Wohltätigkeitsbasars –. – wohlig taucht er unter in die Reizüberflutung der Reklamebegierden und merkt nicht, daß das höfliche Licht von Lock- und Schockfarben erschlagen worden ist.

1. In der pluralistischen Gesellschaft senden uns die Kulturbetriebe die Weltbilder zur Ansicht frei ins Haus. Man kann das Panorama der Weltanschauungen sich zu Gemüte führen wie Ansichten vom Niederrhein, eines sibirischen Industrie-Kombinats oder einer Massenkundgebung auf Kuba mit Fidel Castro. Der Feinschmecker wird den Äthersalat goutieren – ein Charakter bleibt seiner ideologischen Hausmannskost ergeben und nimmt Speisen fremder Provenienz wenn überhaupt zur Anregung der Galle zu sich. Im Weltstadttrubel mutet der Charakterkopf historisch oder provinziell an; ein Subjekt für heimat- oder parteitreue Schriftsteller und deren Satiriker. Der fortschrittliche Zeitgenosse hat kein Ich, er hat deren viele – wie käme der Vielbeschäftigte mit einem einzigen, spartanischen Ich aus! Informationen tauscht man gegen ein Neben-ich wohlfeil ein, höhere Werte werden an der moralischen Börse gehandelt; mit der Ebene der Kommunikation wechselt man seltener den Anzug als das Rollen-ich. Man tut sich leichter, duldet man kein Ich als Oberhaupt und reguliert Schaltungen nicht durch *eine* Zentrale, sondern durch das jeweilige Spezial-Ich, das nur die einschlägigen Daten speichert und verarbeitet. Schließlich ist der Mensch kein Computer, und welcher Speicher wäre für den motorisierten Umschlag der Speditionsgüter einer globalen Zivilisation groß genug? Je mobiler die Gesellschaft wird, desto fungibler muß das Individuum sein: kann es seinen Körper nicht vervielfältigen, so doch seine Organe und den Faktor „ich". Die Anhänger des Konstitutionalismus möchten für sich einen verschämten Ich-Verbund aufrechterhalten, aber der Sieg Buddhas über den christlichen Personalismus kündigt sich an: die ich-Vielheit demokratisiert die Psyche des Subjekts und begründet die Gleichheit aller in einer Gesellschaft, bei der die Außensteuerung in das Gehirn eines jeden ihrer Mitglieder eingepflanzt ist. Der echte Republikaner stürzt die Hierarchie auch in der eigenen Brust.

Die Wissenschaftler und protestantische Theologen haben den Typus des „instrumentalen" Menschen vorzüglich analysiert, aber gerade deswegen haben sie die Demokratisierung der psychischen Infrastruktur verfehlt: die Selbstentfremdung setzt ein Ich voraus, das sich selber entfremdet wird – das Ich-Kollektiv hält sich frei vom Selbst, diesem Selbstherrscher, der sich

als einsamen Autokraten selber züchtet. Die aufsässige Elite der Studenten bevorzugt die Anarchie in und um sich, aber der Aufstand ist systemimmanent: er festigt die Macht des Establishments. Die „primitiven" Völkerschaften hatten zur Besänftigung der Pubertät abgesonderte Hütten; wir haben Gymnasien und Universitäten. Die Jugend nimmt ungern Abschied von ihren innerseelischen Konflikten, die sie in die Gesellschaftsordnung projiziert: dem großartigen, aufwühlenden, genialischen Sturm und Drang, da das Ich mit dem Ich um das Ich ringt, als wäre jeder Soziologie-Student ein Herkules, – – – und wie bald wird der philiströse Bürger, Familienvater und Räsonneur daraus! Oder der Inhaber von Machtpositionen, der seine Mitmenschen schurigelt. Nein, über ein Repertoire von Ichs verfügen nur Künstler, Dichter und schwärmende Fantasten; wie oft helfen sie ihrem Flair mit Meskalin oder den Mittelchen einer Manie ein wenig nach. Immerhin, die brillantesten Beschreibungen der Ich-Zerstreutheit haben nicht Psychologen, sondern moderne Lyriker und Romanautoren verfaßt, so Gottfried Benn, Max Frisch und Nathalie Sarraute. Diese und verwandte Virtuosen lösen jede psychische Konstante bereits beim Entstehen einer Ich-Formation auf, so daß der Mensch zu einem Schwanken ohne Halt, zu einem Hin und Her von Fluchten, zu einer Bewegung ohne Beweger wird –: ein absurdes, flüchtiges Zufallsprodukt. Das Ich, die Menschheit, die Welt –: ein einziger Wahn!

2. Der Boden, dem die Blumen des modernen Lyrismus entsprießen, ist ein sehr kompakter Humus, der Nährboden des stolzesten Ichs, das je über die Erde geherrscht hat. Wie, das souveräne Ich, das die Natur in einem Netz von Begriffen eingefangen hat, soll den gleichen Wurzelgrund haben wie das in tausend Schwingungen, Düfte und Farben zerteilte lyrische Ich? Der aufmerksame Leser von Benns Selbstzeugnissen wird sich wundern, daß der Dichter seine wenigen medizinischen Veröffentlichungen mit einer Bewertungsziffer verbucht, als überschätze er sie. Der Sanitätsoffizier und Facharzt Dr. med. Benn

war auf sein Prestige bedacht und mußte aufpassen, daß der Mediziner nicht in den Schatten des Lyrikers geriet. Im literarischen Niederschlag des Doppellebens dominiert der Literat, in der Praxis hingegen war er der Doktor und unterschied sich in nichts von seinen Kollegen, über deren Mittelmaß er nie herausragte. Benn war kein Erzähler, und seine Prosa ist ein lockeres Bündel von Assoziationen, in das er Naturwissenschaftliches, Medizinisches und Ärztliches erst nach der Zerstückelung und Färbung durch das lyrische Ich einschnüren konnte. Anders gesagt: das Ich des praktizierenden Facharztes kam kaum zu Wort; es wurde dem schillernden Ausdrucks-Ich, dem Schein des Doppellebens geopfert. Der Expressionismus war ein Aufschrei gegen die Naturwissenschaften und die Technik, gegen den Positivismus, gegen die Einordnung des Menschen in eine Welt von Objekten, die isoliert und traktiert werden. Dieses sehr europäische Ich der Subjekt-Objekt-Spaltung listet der Natur Gesetze ab, nach denen es sein Regiment autonom über jeden Sektor der Wirklichkeit aufrichtet, den der Scheinwerfer seines rationalen Bewußtseins ausleuchtet. Extravaganzen duldet dieses Ich nicht; entschlossen verdrängt es jene Bereiche, die sich der Aufklärung (noch) entziehen, unter die Ich-Schwelle hinab. „Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können".

In einem der spätesten Werke Benns lehrt „eine Stimme" diese „letzte Maxime"; Benn zitiert und legitimiert sie in der Vorbemerkung des Bandes „Frühe Lyrik und Dramen", in dem er den „Ich-Zerfall, den süßen, tiefersehnten" heraufruft. „Es muß eine schwere Krankheit gewesen sein, jetzt ist sie ausgeheilt", erinnert er sich an „die Jahrzehnte nach Nietzsche und Freud", in „denen der Gegensatz von Trieb und Seele, Konstitution und Erkenntnis, Geist und Leben nicht nur Klages, sondern uns alle bedrängte". Wie dachte der naturwissenschaftlich geschulte Mediziner und Arzt darüber? Das Gedicht „Psychiater" schreibt das ICH groß, aber „erbrechend". Fragen wir einen Psychiater, der kein Dichter war, zum Beispiel A. H. Forel

(1848–1931), dem wertvolle Entdeckungen zur Hirn- und Nervenanatomie sowie zur Entomologie zu verdanken sind. Er war Atheist, Monist und Darwinist; er war eine Persönlichkeit, der wir uns beim Treffen heute noch zuwenden. Den Vers von Benn: „o verströme du – zersprengtes Ich – gebäre blutbäuchig das Entformte her", hätte der Forscher wahrscheinlich in eine Krankengeschichte rubriziert; unter dem „Hirnschauer mürbesten Vorübergehens" erbebten vielleicht Patienten des Professors, aber er selbst beherrschte sich und hätte den Irrationalismus schroff zurückgewiesen, dem „für Hauche eines Wehns das Ur entsteigt". Er hat gut daran getan, der Welschschweizer Dr. med. Auguste Henri Forel, und da er unter der Erniedrigung des Menschen litt, hat er gegen den Aberglauben, die Kirche und den Militarismus gekämpft und sich als Sozialethiker und als Führer der Abstinenz- und der Friedensbewegung betätigt; er war Forscher, Schriftsteller und Vorkämpfer mit dem gleichen Eifer. Im Jahre 1921 jedoch wurde dieser Mann Bahá'i, wie seltsam, und von 'Abdu'l Bahá mit einem seiner wichtigsten Sendschreiben beehrt. Diese Konversion kann man gewiß nicht allein dem Einfluß von Forels Schwiegersohn zuschreiben, der Bahá'i war. Forel war immer schon ein „Wahrheitssucher", und vielleicht hat er in seinen gesunden Tagen bei rastloser Tätigkeit der Autonomie des Ichs gar zu sehr vertraut.

3. In der Mannheimer Kunsthalle hängt das Bild des Auguste Henri Forel, das Oskar Kokoschka im Januar 1910 gemalt hat. Der Gelehrte stand auf der Höhe seiner Wirksamkeit; er kam dem Maler mit keiner Geste entgegen, war sehr wortkarg – er hielt nichts von ihm und sagte zu seiner Familie: „Der will meine Seele malen! Das wird etwas geben." Forel erforschte damals das Sinnesleben von Insekten; Kokoschka hatte keines seiner Bücher gelesen. Der Ankauf des fertigen Portraits wurde trotz dem billigen Preis (120 oder 200 Franken) abgelehnt; die Familie erklärte einstimmig: „Das ist nicht unser Vater; solch totes rechtes Auge und so verkrampfte Hände hat er

nicht." Am 25. Mai 1912 erlitt Forel einen Schlaganfall; danach war er einseitig gelähmt. Ein Augenzeuge, Karl Gruber[18], schilderte die Erscheinung Forels nach der Lähmung: „Das rechte Auge schien seitdem verschleiert zu sein genau wie auf dem Bilde. Die rechte Hand richtete sich wie haltlos nach unten und die linke übernahm bei Gebärden und Verrichtungen jeglicher Art deren Vertretung, wie das Bild es zeigt." Ein Ausdruck tiefer kreatürlicher Traurigkeit zeichnete das Gesicht. „Was lebendig blieb und beim Sprechen die oft stark gehemmte Zungenfertigkeit ergänzte, war seine ungemein ausdrucksfähige linke Hand, die immer die im Bilde festgehaltene Ausgangsstellung einnahm. Als später Forels Angehörige das Bild wieder sahen, mußten sie seinen starken Ausdruck anerkennen und zugeben, daß wirklich das Wesen – die Seele – dieses seltenen Menschen gemalt war." Der Naturforscher wollte nichts von seiner „Seele" wissen, der junge Maler aber hat wie ein Hellseher das Altersschicksal Forels und dessen Wesen erschaut und mit der nervösen, medialen Kunst des Expressionisten transparent gemacht.

Wie war es möglich, daß dieser Naturforscher und Psychiater von Rang, der grundlegende Studien über den Hypnotismus verfaßt hat, seinem eigenen Personkern gegenüber bis ins Alter, ja bis ihn der Tod gestreift hatte, mit Blindheit geschlagen war? Kokoschka[19] erzählte aus der Erinnerung: „Forel hatte einen Forscherblick, der gewohnt war, hinter die Dinge zu sehen, und ich habe tief hineingeschaut." War Forel durch die Beobachtung der Außenwelt so gefesselt, durch die Psychopathen seiner Anstalt so abgeschreckt, daß er den Blick nach innen gar nicht riskierte? Der extrovertierte Typus ist doch nicht bar der Innerlichkeit! Wie dem auch war, jedenfalls steht fest, daß ein enormes Wissen, Talente und Leistungen sogar bei einem hohen Ethos den Menschen nicht davor bewahren, sich in einem Irrgarten von Licht zu bewegen. Das Licht Luzifers verblendet den Wahrheitssucher: er gewinnt von zehntausend Dingen Ansichten, seine Seele aber darbt, und über die Mehrung des Schatzes verliert er

sich selber. Erkennt er aber, wie Gottfried Benn, daß er im Dunkel vegetiert, daß die Ich-Herrlichkeit Lug und Trug ist, das Natürliche ekelhaft, so bleibt ihm nur der Trost des Rausches und der sinnleeren Form, denn die seelische Energie reicht keine zehn Schritte weiter; das zersprengte Ich richtet sich in der wohnlichen Anonymität der Nachtstadt ein. Zur inneren Sammlung, Läuterung und Entfaltung mangelt es an Kraft und zur Selbstfindung an sinnreicher Substanz. Wie sagte Ernst Jünger? Mit der Aufklärung wächst die Blindheit ... Der jakobinische Eifer steht dem eines Großinquisitors in nichts nach. Der Kampf um die Seele verschärft sich noch: suggestive Beeinflussung bei Unterbindung des freien Informationsflusses, Meinungs-Berieselung Wehrloser und Propagandaschlachten, Indoktrination und Verketzerung – Drogen, Schocktherapie, Gehirnwäsche – Polizei-Verhöre, Terror, Pseudogeständnisse in Schauprozessen. Die Opfer spüren, solange sie noch kein psychisches Wrack sind, die furchtbare Macht der Finsternis, die Claqueure dagegen sind verkauft und verraten. Wem die Sonne Satans scheint, der glaubt sich im Lichte. Das gilt nicht nur für totalitäre Systeme, wo die Massen gutgläubig sind in blindem Vertrauen, – man kann bei individueller Freiheit sich das gleiche Schicksal auch selber bereiten. Die „schwarze Romantik", die Ich-Zerstörung, der Selbstverlust werden nicht nur von Ästheten frei gewählt: Rock'n' Roll-Ekstase, harmlos noch ... oder wie wäre es mit einem Meskalin-Versuch. Marihuana, wie mit einer kleinen häuslichen Orgie zu dritt oder viert? Wie es Euch gefällt ... Wie der Mensch es treibt ...

4. Der Titan Prometheus, das egozentrische Welt-Ich hat Europa großgemacht und alles geschaffen, was die Menschheit in Bewegung hält: die Wissenschaften und die Technik, den Humanismus, die Aufklärung und die Ideale der Französischen Revolution, den freiheitlichen Rechtsstaat und das Streben nach dem Glück aller, die Industrie, den energetischen Überfluß und den Wohlstand der Massen, den globalen Verkehr, Handel und

Güteraustausch, den Vorstoß in den Weltraum, das historische Bewußtsein, die Entdeckung fernster Zeiten und Räume, die weiten Horizonte und die Offenheit für das Neue, Großtaten der Theorie wie der Praxis, Zeugnisse menschlicher Vernunft, die heroischen Werke der Humanität, eine einzigartige Lichterstadt. Aber dem Welt-Ich, das mit seinem Ichdurst und -Streben die europäische Daseinsform, diese sich selber wollende Welt des Menschen produziert hat und in einer von Phase zu Phase rasanteren Expansion hervorbringt, dieser Verkopfung eines Tierkörpers droht die prometheische Tragödie: an die Maschine gefesselt, rebelliert das Animalische; die Eingeweide und der Kreislauf reagieren aufs Sachgetriebe sachhaltig: Atemnot, Seitenstechen, die Leber zerfressen ... „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", erwidert Götz den Wunsch Weislingens, er möge Freude an seinem Söhnchen erleben. Das war vor der Halbzeit. Inzwischen ist die Schwerkraft des Schattens stärker noch als seine Ausweitung angeschwollen und das gegenständliche Denken hat den Menschen zu einem Gegenstand, zum Ding, zum Mittel geknechtet, und die Verdinglichung hat eine Konsistenz, Haltbarkeit und undurchlässige Festigkeit erreicht, daß der Mensch seine natürliche Unvollkommenheit an der Präzision der Maschinen mißt. Die unterdrückten Klassen, Rassen, Völker legitimieren ihre Unterdrücker und Ausbeuter; je schlimmer das Regime, desto betäubender der Beifall. Die Laboratorien, Institute, Bibliotheken werden vergrößert und vervielfacht, aber mit dem Sachwissen schwindet das Heilswissen, mit den Wissenschaften die Weisheit. Die Welt ist gespalten, nicht nur in Ost und West; Form- und Gegenform ergänzen sich nicht; Haltung erweist sich als Fehlhaltung, Kritik als Selbstrechtfertigung; Gefälle beschleunigt sich auf eingefahrenen Geleisen zum Fall. Die Objekte werden selbstherrlich; sie nehmen ihr Subjekt in Sold. Das demiurgische Welt-Ich hält im eigenkonstruierten Gehäuse von Konventionen, Verhältnissen, Produkten, Normen und

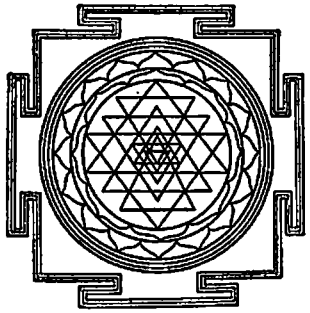
Werken den sich-selber-Wollenden gefangen; der Selbstdenker erhöht sich zum Selbsthenker.

Vor diesem Ende bewahrt die artistische Ich-Auflösung; sie versetzt, wer Muße hat, in ein künstliches Paradies. Die Topographie dieses Reservates sei ebenfalls resümiert; von Neonlampen beleuchtet, ist die Moderne ein Labyrinth, das die Irrgänge zur Gewohnheit von Hangtätern macht. Gegen die kalte, schmerzliche Helligkeit schirmt man sich durch Blenden – Schatten, ein schattiges Plätzchen gibt es nicht. Wer das Gerücht von einem angeblichen Ausgang kolportiert, wird als Störenfried des wohlgeordneten Gedränges straffällig – bitte auf Verkehrszeichen achten! Alles kommt auf die Optik an. Der cherubinische Wandersmann dichtet:

Ein Auge, das sich nie der Lust des Sehn's entbricht,
Wird endlich gar verblendt und sieht sich selbsten nicht.

Im optischen Zeitalter heißt es hingegen: Augen auf! Mangelnde Sehschärfe läßt sich durch Gläser ausgleichen – versetze dein Ich in den Wartestand, von wo es unversehens in den Ruhestand übertritt! Jungbleiben! Reifen heißt altern. Ich-Schwebe enthebt dem Zwang jeder Entscheidung. Beim Sichausleben braucht man kein Ich; es irritiert nur. Alles und jeder ist Medium: Sender – Empfänger – Sender – Empfänger – – Je mehr Kontakte, desto seltener Kontakt. Dingformen: nur wer in Form ist, kann sich verdingen. Anpassung hat ihre Moral: Jean Genêt präsentiert im Bösen das Symbol des Guten. Wer vom Tode des Lichtes faselt, hat die Zeichen der Zeit verkannt: sie sind heller als tausend Sonnen. Der Aufstand des Geistes scheitert, denn die Finsternis ist ohnmächtig: ein Schlag ins Leere. Das Irrlicht ist Licht, wenn auch ein irriges. Das Licht aber, das nicht erleuchtet, sondern beleuchtet, ein solches Licht irrt nicht. Wer nicht irrt, wird nicht erleuchtet.

Das Heilmittel gegen alle Anfälligkeiten, die Wechselfälle unseres kleinen Ichs – von der Zerstreutheit im Vielheits-ich bis zur

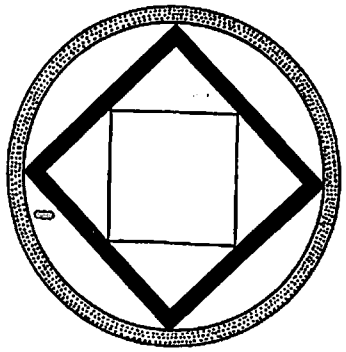


Ich-Verkarstung – ist die meditative Rückkoppelung an das zentrale Wesens-ich, das Selbst der Selbstlosigkeit. Gefühl und Reflexion sind nicht wirkmächtig genug, um auch nur den Verkehr auf den Straßen der Psyche zu regeln, von den schmalen, steilen Wegen zum Werden der Person ganz zu schweigen. Die produktive Einbildungskraft muß, ähnlich wie bei der Konzeption eines Kunstwerkes, bis zur Bildhaftigkeit inneren Schauens durchstoßen, wobei im mikrokosmischen Brennpunkt des Wesens-ichs das Universum einstrahlt. Die geistige Gestaltung versinnbildlicht sich im Mandala[20], so dem oben abgebildeten Diagramm, einem rein geometrischen Meditationsschema. Die Psyche läßt, wie C. G. Jung nachgewiesen hat, solche „Bilder des Zieles", der „Mitte", nach einer ihr unbewußten Gesetzmäßigkeit entstehen; heute wie bereits im Paläolithikum tauchen zirkuläre Mandalas spontan auf. Das „heilige Werkzeug" der Inder, das Shri Yantra, ist eines der sinnfälligsten.

Der burgartige Tempel des Gevierts – die Einfassung des Mandalas – öffnet sich mit den Toren der vier Sinne in die vier Himmelsrichtungen. Die vier konzentrischen Kreise schalten den Betrachter indessen in die subtilste Zirkulation ein, in den Kreislauf des Lichtes, bei dem sich, symbolisiert von den sechzehn- und den achtblätterigen Lotosblüten, die geistigen Zentren nach und nach entfalten. Die Mitte (die Geistseele) ist der Schauplatz von neun Dreiecken – fünf weiblichen mit der Spitze nach unten,

vier männlichen mit der Spitze nach oben –, die infolge der Überlagerung vier Sechsecke ergeben, eine Vereinigung polarer Gegensätze. Ein weibliches Dreieck bleibt übrig, das sein Gegenstück sucht, wie wir unser Selbst.

Am Ende des Weges nimmt das einsame Dreieck die exzentrische Position des Menschen ein; die Grundlinie bricht auf, das Erdentsprossene vermählt sich mit dem Himmlischen zum Quadrat, das auf eine Spitze gestellt ist und von einem Kreis eingeschlossen wird[21]. Ein Mandala auch dies, dessen Stand trotz dem Viereck aber recht unsicher ist, denn es ist die Ringmatte unausgetragener Gegensätze. Das Symbol der Quaternität birgt ein ruhendes Geviert in sich, die feste Burg des Selbstes, ein Stadtviertel des neuen Jerusalems, Quartal des heiligen Jahres. Liegend oder labil, die Ganzheit der 4, die Vierheit, ist von zarter Statik. Die aktive Imagination hat gerade erst begonnen. Darf man schon hier von Ganzheit reden, es sei denn im Sinne kreativer Empfangsbereitschaft?



7. In der gelben Kammer des Nachdenkens

Einsichten II

Wenn wir in der Nachbarschaft lauter Umtriebe uns gegen die Störungen abschirmen und einigeln müssen, bis wir endlich, vom Lärm betäubt, in Schlaf sinken, und wenn wir dann mitten in tiefer, in sich gekehrter Nacht aufwachen, – wie köstlich ist die Stille! Wir atmen mit kraftvoller Lässigkeit, und unsere Hände greifen sich an so erholt, als hätten wir sie in einem Jungbrunnen gebadet. Wie wunderbar samten ist die Dunkelheit in der Stunde der Besinnung! Überall herrscht Ruhe, drinnen und draußen, die Scheidewand ist beseitigt; das Schweigen fühlt sich zart an wie Seide. Kein Herbes, keine nervöse Unrast mehr! Zärtlichkeit. Wir schmecken die sanfte Qualität der Seinsfühlung; weiche, reine Luft umspielt unsere Schläfen, als wären es Türpfosten eines blühenden Gartens. Die Gedanken steigen in der federleichten Logik des Vogelflugs empor und halten sich elegant in Schwebe. Die Uhr vom nahen Kirchturm schlägt drei; es sind feste, runde Töne. Friedliche Nacht ist unser Gehege.

1. Stellen wir uns den Turm von Schloß Montaigne vor; im dritten Stock liest und schreibt der Seigneur. Michel de Montaigne hatte als Gerichtsrat und als Bürgermeister amtiert; er hatte in den Hugenottenwirren und -Kriegen für den König gestritten – daheim aber kümmerte er sich um seine Besitzung wenig; er verstand nichts von der Gutswirtschaft, von Ackerbau und Viehzucht, und Jäger war er auch keiner. Sein Platz als Schriftsteller war bei den Büchern, wie der Platz des Arztes am Krankenbett, des Kaufmanns im Büro, Lager und Laden, des Technikers am Zeichenbrett und vor Maschinen ist. Beruf, Familie, Staat und Gesellschaft zwingen uns die bürgerlichen Bewährungsproben auf; mag die Rolle Routine sein, in der Hitze fällt die aufgeweichte Maske. „Wie kann man sich selbst kennen

lernen?" fragt Goethe und antwortet: „Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages". Montaigne war kein Nabelbeschauer, er war ein Menschenbetrachter, ständig mit dem Vergleichen konträrer Daseinsbedingungen und Verhaltensweisen beschäftigt; er schrieb: „Die große Welt ist der Spiegel, in den wir hineinschauen müssen, um uns richtig zu erkennen." Menschenkenntnis durch Weltkenntnis also, und das nicht als Zuschauer, sondern im Mittun. Entscheidend ist die Lebenspraxis, nicht eine, auch nicht meine Theorie. Das ist unser erster Gesichtspunkt.

Haben wir nun Abstand genug, um den Blick auf die eigene Position zu richten mitten in dieser, unserer Menschenwelt, die uns hält und stößt? Als Tier- und Vätererbe angeboren, im tausendfachen Kausalnexus des Lebensganges eigentümlich geworden, ist unsere Menschlichkeit ein Produkt der Gene und des Milieus. In unserer Gewöhnlichkeit sind wir „das größte aller Wunder". Die conditio humana läßt keine Ausnahme zu: wo wäre ein Heros, ein Sohn des Himmels unter uns? Die irdischen Situationen sind nicht so. Die gleiche Nacht, da wir wie Hieronymus im Gehäuse sitzen, wird anderswo von Schreien zerrissen und flackert in todbringenden Bränden glutrot auf. Über einen dritten Ort geistern die Wahnbilder berstender Wachträume violett; wie grau ist ihr Kehricht! Die Finsternis schert sich nicht um unseren Lampenschein: er wird noch vor der Morgenröte an unserer Mattigkeit ersticken. Rühre nicht an die hochfliegenden Pläne der Jugend, an die Idealität der Entwürfe! Entrate der quälerischen wie der schönen Täuschungen; miß dich nicht länger an Idealtypen einer trügerischen Rangordnung! Die Humanität hat das Pathos Schillers. Verneigen wir uns vor dem Erhabenen! Lassen wir die Menschenwürde auf sich beruhen, wenn in kritischer Reflexion jeder seine jeweilige Verfassung insgeheim in Frage stellt.

2. In der Anrede an den Leser des „Essais" betont der Verfasser nachdrücklich, er selber sei der einzige Inhalt seines Buches. „Ich bin es, den ich darstelle", heißt es da, und anderswo: „Ich studiere mich mehr als irgendeinen anderen Gegenstand. Das ist meine Metaphysik, das ist meine Physik." Montaigne sagt das, nicht du oder ich; eine ernsthafte Selbstanalyse überforderte uns vielleicht. Mancher lernt am gründlichsten aus der von innen aufsteigenden Eingebung des Augenblicks und dann aus den Einbrüchen äußerer Mächte in sein Innerstes, den existentiellen Begegnungen. Das nächtliche Alleinsein rückt von den Nöten des Alltags ab. Goethes Maxime gilt für die Charakter- und die Echtheitsprobe, für die Selbsterkenntnis ist sie zu halbscheidig. Die Pflichterfüllung kann nicht von der Sinnfrage entbinden: *was* ist die Forderung des Tages? „Ich, der ich mich sehe und durchforsche bis in mein Allerinnerstes hinein", sagt Montaigne von sich, und daher rührt seine Demut, seine Bescheidung mit dem, was ist. Ichsuche ist unbequem oder ein Selbstbetrug. Ichsuche setzt voraus, daß man sein Menschsein anerkennt, nicht mit der Hinterlist angepaßter Auflehnung, sondern radikal: Nimm dich mit weiser Gelassenheit an, wie du bist! Dies ist die Gemarkung, über die Montaignes Weg nach innen zu entschiedener Zurückgezogenheit und Einkehr führt; er sagt es so: „Die Menschen schauen immer aufs Gegenüber. Ich aber wende meinen Blick nach innen, binde und beschäftige ihn da. Jedermann schaut geradeaus, ich aber in mich hinein. Nur mit mir hab' ich's zu tun. Ich betrachte mich unaufhörlich, überwache mich, probiere mich aus. Die anderen drängen immer nach außen. Ich aber kreise in mir selbst."

Dies ist unser zweiter Aspekt, freilich erst, wenn du und ich, jeder für sich, die Kehrtwendung vollbringen. „Nur was wir erfahren haben, geht uns an" (Goethe). Ein Meister kann den Suchenden durch mündliche Ratschläge, Warnung vor Gefahren und Winke anleiten bei der Wahl und Begehung des für ihn richtigen Weges, das inwendige Wagnis eingehen muß der Suchende allein. Kein Mensch kann ihn in die dunkle Kammer des

Nachdenkens begleiten; jeder lebt sein eigenes Leben. Wir können nur Beispiele anbieten für das große Extemporale der Lebensführung; ein Leitfaden ist keine Lehre, sondern nur ein Orientierungsmittel. Ansichten kristallisieren nicht zur Doktrin. Die Lesefrüchte gelehrter Studien servieren fremden Wissensstoff als Materie, an der wir das Messer unserer Reflexion wetzen. Mögen die Daten, Fakten, Hypothesen richtig oder falsch sein – die Forschung revidiert sich –, die Intention unserer Untersuchungen wird von solchen Irrtümern nicht betroffen. Die rechte Art, die Dinge zu sehen, die rechte Einstellung zum Dasein, das soll der Gewinn unserer Gedanken-Gänge sein; eine Methodik der Lebensgestaltung, die den Weg durch das Dunkelfeld des Nichtwissens erträglich macht. Die wissende Unwissenheit setzt freilich das Fehlschlagen eines angestrengten Wissenwollens voraus. Wer keine Wissenschaft hat, ist deswegen um nichts geringer; das Hiersein zeitigt viele Gegensätze: Wissen und Nichtwissen, Glück und Unglück, Freude und Leid, Fülle in der Entsagung und dankbares Genießen des Zugewiesenen, Horchen auf die eigenen leibseelischen Regungen und die Grundhaltung des Gehorsams vor dem Obwaltenden – im Gefüge der Komplementärstücke ist die überweltliche Harmonie des Alls verborgen; schwingen wir im Gleichgewicht der Kräfte mit, so haben wir in der Hingabe des Augenblicks teil am großen Einklang. Nicht Lese- und Lehrmeister, Lebemeister sollen wir werden. „Unser großes, herrliches Meisterwerk heißt: richtig leben", begeistert sich Montaigne; „Das ist nicht nur deine wichtigste, sondern auch deine glänzendste Beschäftigung".

3. Dem steht freilich viel entgegen; der „freie, glückliche Vollbringer der condition humaine im Zeichen des Nichtigen," (Michel de Montaigne) war durch Talent, Bildung, Besitz und durch Standes-Privilegien begünstigt. Für die Menge ist es schwieriger, im Helldunkeln wohnlich zu hausen. Die Falten einer zu engen Hose behindern beim Ausschreiten; da spannt und zwickt es. Dem Souterrain wird warmer Sonnenschein spärlich zuteil. Wem der Wind rauh ins Gesicht bläst, den rühren die Nuancen eines zarten Grau nicht an; soll er den Ruf des Seins vernehmen, muß ein Fortissimo ihm in den Ohren gellen; der Schüttelfrost macht aus Athleten ein zähneklapperndes Elend. Der rauhe Stein wird mit dem Hammer zum Kubus zugehauen, – ein hartes Geschäft. Noch schlimmer als jene, die sich nicht im besten Mannesalter in eine Turmstube zurückziehen können, werden die Werkzeuge des Numinosen ihrer Autonomie beraubt. Der Prophet wehrt sich gegen seine Berufung; er wird überwältigt wie Saul vor Damaskus: Der Auserwählte hat keine Wahl. Der übernatürliche Lichtstrahl dringt mit seiner über alles Erträgliche dichten Intensität durch und durch und wendet das Innerste des Betroffenen schlagartig um. Ein Schlaglicht hebt seinen Gegenstand markant hervor. Doch wirft schon die Schwungkraft des Enthusiasmus mitunter die Lebenskunst samt ihren mühsamen Regeln über die Haufen, und wenn sie erlahmt, wird die Schwerkraft daraus und teilt sich im verstohlenen Seufzer Senecas mit: „Wir werden angezündet wie das Licht und ausgelöscht wie das Licht; in der kurzen Zwischenspanne aber sind wir zum Leiden bestimmt." Der dritte Aspekt unserer Betrachtung ist Nietzsches Geständnis: „Flamme bin ich sicherlich". Wir bedürfen der Güte in unseren Anfälligkeiten und Anfechtungen.

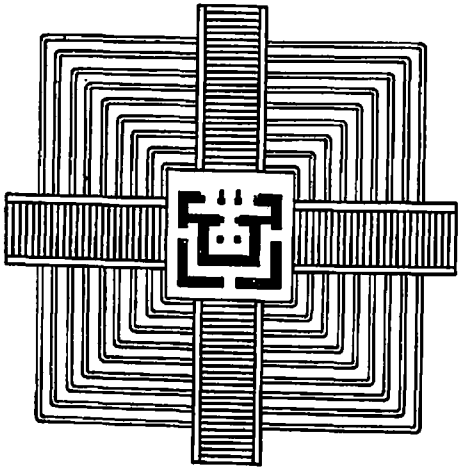
„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil" (Goethe). Ist schon der Engel der Schönheit in seinem Glanze schrecklich, um wieviel schrecklicher ist jene Übermacht, die von innen her die Grenzenhaftigkeit menschlichen Wesens überflutet und die Mauern der Individualität wie Strohhalme knickt. Eine Sonneneruption in so kleiner, enger Brust, die schon unter dem leibseelischen Herzschlag bebt! Da wird alle Fassungskraft gesprengt, und die königliche Kunst ist am Ende. Das Maß ist über alle Maße. Welcher Mensch könnte sich die astronomischen Daten vorstellen? Oder auch nur die Jahrmillionen der Erdzeitalter? Die Schöpfung erstattet nach Julien Green „einen doppelten Bericht: sie spricht vom Erdenparadies und Sündenfall in einem."

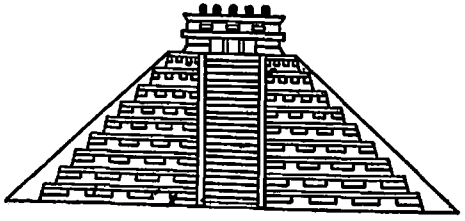
Der Sturz in den Abgrund ist ein Höhenflug; das Höchste ist mit dem Tiefsten identisch. In der Tiefe, in der Gott waltet, fallen Grauen und Herrlichkeit zusammen. Das Göttliche bricht in der Seele mit einer Stärke auf, die wir nur erleiden können. Wir können nichts dazutun; wir sind nur mehr ein Gefäß, das bricht. Das Fleckchen Erde, das uns Auslauf, Ort und Heimat war, ist unter unseren Füßen hinweggerissen: unsere Seele ist ein winziges Flugkörperchen im All. Der Moment aber, da dieses mit uns geschieht, ist eine qualvoll erhebende Ewigkeit: wir sind im Fegefeuer und werden geläutert.

4. Montaigne hat sich solchen Vorgriffen ins Jenseits ebenso versagt wie dem Nihilismus, der das Grauen verabsolutiert; er war mißtrauisch gegen alle Extreme, gegen die Schwarz- wie die Hellseher. Er gab sich mit der Zuteilung zufrieden, die als mikroskopischer Ausschnitt einer anfangs- und endlosen Zeit dem Sterblichen gewährt wird; mit der wechselnden Belichtung dieses durch seine Vielschichtigkeit unauslotbaren Sektors hat der Weise mehr als genug zu tun. Der Wille zur Macht reißt uns aus der Windstille, dem Glück unserer Ohnmacht in einen Sturm, in dem wir zerschellen. Das All-Leben ist der unversiegliche Schoß der Finsternis, ein Schlund, der gebärt und wieder verschlingt und wieder gebärt. Alle Wasser münden – in Kanäle gezwängt oder freifließend – in das Meer des Grauens, der Haifisch-Schrecken, den unersättlichen Ozean, dem die ersten Landtiere entstiegen waren, als wäre das Festland ein Paradies. Dem Skeptiker ist der Nihilismus zu numinos, zu machthungrig in der Verfallenheit an die Verneinung des Seins, als wäre der Mensch Herr seiner selbst und Herr des Seins. Montaigne nahm die Brüchigkeit des Menschentums, das keiner Idealität fähig ist, mit dem ganzen Ernst in der Gewißheit an, daß wir dem Bedingten in unserer Bedingtheit doch nie entrinnen. Daß das Geheimnis lediglich als Geheimnis offenbar wird. Wer Gott lästert, lästert nicht Gott. Das Mysterium ist durch nichts zu profanieren.

Dies ist der vierte, ein ganz und gar humaner Aspekt unserer Betrachtung: wir sind vom Unerforschlichen umschlossen, wir existieren aus ihm, und wir sind als Glied des Ganzen uns selber unverständlich. Wie die Vernunft, hat Montaigne auch den Glauben entmachtet: das Schöpfen im ewig Unausschöpfbaren darf nie zu einem Schluß gelangen; das Mögliche ist grenzenlos; irgendein Neues, Unerwartetes wirft alle Vorhersagen, Planungen und Gesetze in den Schmelztiegel. Wir haben keine Sicherheit: die Transzendenz übersteigt jeden Ausblick, die Allgemeinbegriffe, die Gnosis wie die Ahnungen. Unser Sachwissen ist kurzsichtig, weitsichtig ist unser Heilswissen: wir haben kein rechtes Augenmaß für das, was ist. Die Reflexion führt über das Erstaunen und Sichwundern zu höheren Formen der Unwissenheit. Beim Alltäglichen wird uns wunderlich zumut, und das Gewöhnliche zeigt auf einmal ungewohnte mirakulöse Züge; doch das Momentane läßt sich nicht festhalten; es verschiebt sich von Phase zu Phase, in uns und um uns. Die Fluktuation ist chaotisch, sei es aus Willkür, sei es aus Zufall. Irgendwie ordnet sich der Wirrwarr indessen in einen großen Zusammenhang; die Entzweiung und der Zwist, der Widersinn, das Groteske und das Tragische erweisen sich als sinndunkle Kundmachungen der menschliches Werten und Wollen einebnenden, das Unergründliche, Unberechenbare in sich bergenden Totalität. Wie das Weltganze sich durch seine Gegensätze stetig erfrischt, so entzündet sich der individuelle Geist am Fleisch; der Widerstreit unserer vermeintlichen Mängel und Vorzüge hält uns mobil. Der Widerstand von außen, das Widersprüchliche in uns beziehen uns in ein Geflecht antinomischer Verhältnisse ein, an das zu rühren eine metaphysische Scheu uns zurückhält: Bette dich ein in die Fülle und Schwere des Daseins, und der Widerschein seiner Anmut wird dich gelassen stimmen!

Das Sehen des Unsichtbaren ist nur der intuitiven Schau möglich, dem die Wände durchlässig sind. Dieses anschauend tätige Erkennen ist keinesfalls suggestiv, sondern dechiffrierend; es ent-





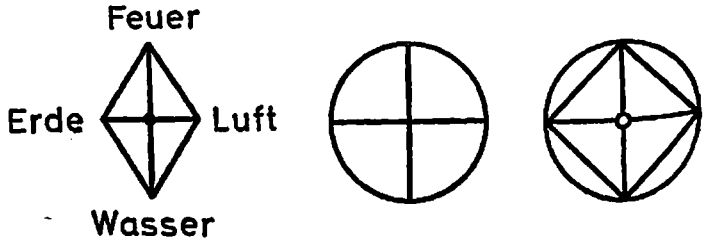
schlüsselt die Chiffren des Seins, die in Anekdoten, in Andeutungen und allem Oberflächlichen, Vordergründigen, Spielerischen versteckt sind. Wo wir als Analytiker nur den Zwiespalt der Teile vor Augen haben, löst das symbolische Denken Zusammengehöriges aus erstarrten Fronten und stellt Getrenntes in hintergründige Gefüge. Wer würde vor einer Maja-Tempelpyramide in Tikal, Yukatan (siehe oben) je vermuten, daß der quadratische Grundriß von einem Kreuz durchzogen und beherrscht wird? Einem liegenden Kreuz mit einer Zentrale, die in die

Kreuzesarme hinein vier Ausgänge hat[22]. So dokumentieren sich Strukturen. Das Widersprüchliche wird durch Kreuzungen vereinigt, das Gar-zu-Nahe geschieden.

Bei einem komplexen Gebilde wie dem Shri Yantra ist allerdings ein meditatives Eindringen erforderlich; die Erziehung dazu ist ja sein Zweck. Wie beim Spiel haben wir uns streng an die Verstehensgesetze zu halten[23]; niemals dürfen wir regellos vorgehen, wie Laune oder Zufall es mischen: der Sinn der Sinne erschließt sich lediglich der Gesetzlichkeit. Es gibt keine gesetzlose Erfahrung. Erlebnisse sinnvoll zu verknüpfen, ist unserem Selbstbewußtsein wesentlich, weil konstitutiv. Das schwebende Gleichgewicht, in das uns das Shri Yantra versetzt, wird von den dreifach abgeschirmten Dreiecken erzeugt; das ganze Mandala ist die Frucht des angespanntesten Geschehenlassens (Yoga heißt 'Anjochen, Anspannen'), ähnlich wie die Passivität der skeptischen Esoterik Montaignes Heiterkeit hervorbringt. Anmut ist die stimmige Bewegung im Zeitmaß; der Rhythmus elementarer Bezüge bindet zum Ensemble. Das Quadrat sagt 'ich bin', die Kreise aber bezeugen den Wandel alles Stofflichen. Das Dritte verkettet in Zeit und Raum bereits Sein und Werden.

Rückt man ein Dreieck von unten, das zweite von oben aneinander, bis sich die Hypotenusen decken, so haben wir „das durch die Nachtgleichenlinie halbierte Sehnenquadrat", die

sumerische Rune[24] für 'Temen', das „normierte Abbild der Welt". Ein Polaritätszeichen, das jedoch die Ergänzung zum Elementensymbol herausfordert. Das untere, weibliche Dreieck symbolisiert das Wasser; das obere, männliche das Feuer. Das auf die Spitze gestellte Quadrat weist indessen vier Eckpunkte auf, und zieht man die Vertikale zwischen dem obersten und untersten, so ergibt sie mit der die Dreiecke teilenden Waagerechten ein Kreuz,



das mit seiner Mitte das Bleibende im Werden anzeigt, den Urstoff[25]. Das labile Quadrat mit einem Kreuz im Innern ist also ein Sinnbild des Unerschöpflichen, das aus jedem Schlußakkord einen neuen Auftakt entbindet.

(1) (2) (3)

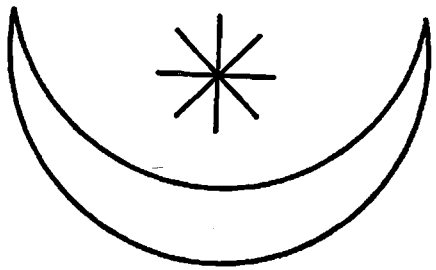
Das Kreuz bewegt nicht nur die Elemente; um seine Achse dreht sich die Erde und unsere Welt schlechthin. Was in ewiger Wiederkehr des Gleichen um einen fiktiv-schwächlichen Punkt kreist, ist dem Widersinn näher als dem Sinn, der nun einmal eine Richtung, einen Halte- und Zielpunkt voraussetzt. Erst jetzt, durch die Diagonalen – das Achsenkreuz im Erdkreis – haben wir einen kraftvollen Mittelpunkt, der evolutionär alles umwälzt, haben wir den orientierten Kreis als Erd- und Weltsymbol. Was schwankend war, verfestigt sich nun im Kreuz der Materie. Indem er die Arme ausbreitet, stellt der aufrecht stehende Mensch selber ein Kreuz dar. Das Feste, das in seiner Festigkeit sich bewegt, hat Ordnung; es ist nach vorn und hinten, rechts und links, oben und unten orientiert. Die Sonnenbahn begründet die Nord- und die Südhälfte, das Kreuz die vier Richtungen der Windrose und die Quadranten die vier Sektoren des Kreises. Das scheinbar Labile erweist sich als Gleichgewicht, als

enormer Ausgleich in einer Welt von Normen. Geburt und Tod und Auferstehung treiben einander hervor, das Dritte ist das geistige Prinzip im Bewegkreis des Ganzen.

Gelassen wie die Mondsichel gleitet das Boot durch die Nacht unseres Nichtwissens. Ein Stern leuchtet dem Lebensschiff bei seiner Fahrt am nächtlichen Firmament. Ein Lothringisches Kreuz (1), in dem sich das griechische (2) mit dem (3) Andreaskreuz verstärkt hat. Als christliches Heilszeichen hat sich das Sinnbild – siehe den Beginn des nächsten Kapitels – in der römischen Callistus-Katakombe aus dem 3. Jahrhundert nach Christus erhalten[27]. Das mächtige Zeichen ist dank seiner wegweisenden Funktion sinnträchtig; unbeschadet des Aufgangs wie des Untergangs von Kulturen stiftet es im All-Leben uns den Lebenssinn.

8. Pilgerschaft zum goldenen Tore, wo es wohl sei

Einsichten III



Wo kein Licht ist, wo kein Sehen und keine Ansichten sind, da fallen wir, wie der Myste zu Beginn der Mysterien[28], gleichsam auf die eigene Dunkelheit zurück; wir gehen ins Dunkel ein. Da wird uns das Licht und das Sehen zur Kostbarkeit wie jenem Königssohn in der Parabel[29], die erzählt sei: „Ein Fürst hatte drei Söhne, die er von ganzem Herzen liebte. Alt geworden, bedrückte es ihn sehr, nicht zu wissen, welchem von den dreien er einst den Thron überlassen solle. So berief er seine Söhne heimlich, einen nach dem andern, und hieß sie, ein verlassenes, dunkles Burggemach mit dem zu füllen, was in ihren Augen das Wertvollste sei. Der Erste füllte den Raum aus mit den erlesensten Leckerbissen und Getränken, der Zweite mit Gold und Juwelen. Der Dritte aber stellte in den leeren, finsteren Raum eine brennende Kerze, deren mildes Licht den ganzen Raum mit güldenem Glanze erfüllte. – Da wußte der alte Fürst, wem er den Thron zu überlassen haben werde." – – Die Gegensätze steigern einander; angesichts des Sternenhimmels oder des weißen Frühlichts glaubte man gern, die Nacht gebäre das Licht. So mag es der Myste in Eleusis empfunden haben, und der Zauber der

Nacht wird den Menschen allezeit anrühren. Wer die Augen nicht schließt, kann das Übersinnliche nicht erblicken. Wer die Ohren nicht schließt, wie soll er die Stimme vernehmen, die aus der Stille spricht? Wer den Mund nicht hält, wie soll er sich das Unaussprechliche bewahren? „Ich sperre ab!" Mit diesem Entschluß wendet sich der Suchende von der Außenwelt hinweg zur Innenwelt; so leitet er den symbolischen Prozeß der Reinigung ein. – Ein namenloser Mönch redet den Einsiedler Sankt Benedikt, der in den Höhlen des Anio sich um die eigene Vervollkommnung bemüht, mit den Worten[30] an: „Suchst du Licht, Benedikt, warum doch verkriechst du dich in einer Höhle? Solltest du wahrhaft in den Höhlen das Licht, dem du nachgehst, finden? Aber nicht doch, du hast recht. Geh nur, geh das Licht in den Finsternissen zu suchen. Damit das flimmernde Licht der Sterne uns zutiefst erschauern mache, braucht es die lichtlose, ganz in undurchdringliche Finsternis verhüllte Nacht." „Die Finsternisse haben etwas Ehrfurchtgebietendes", verkündet Dionysos in der euripideischen Tragödie.

1. Keiner steuert einen Stern am Himmel an, er sei denn Narr oder Irrer, Demagoge oder Despot. Wohl aber kann das unerreichbare Ideal dem Schiffskurs unseres Lebens eine feste Richtung geben, wenn wir nur wollen. Wie wenig sogar das Zugeständnis des eigenen Scheiterns vermag, paart es sich nicht mit dem Entschluß zum Aufbruch, macht die Zeitungsanzeige eines Mannes kund, der sich an der Wegegabel für die Fortsetzung seines bisherigen Lebenswandels entschieden hat, allerdings in anderer Umgebung:

Fotograf und Grafiker (gesch.)

mit bedeutenden Preisen
und persönlichen Schwierigkeiten
(Angst vor dem Tode/Trinksucht)
empfindet Mangel an Inhalt.
Sucht neue Grundsituationen
mit Beanspruchung (nichts Edles!)
im In- und Ausland – auch in Luzern.

Weigert sich, auf die prominenten
Erfolge seiner bisherigen Praxis
hinzuweisen.
Hennes
6072 Dreieichenhain
Box 24

Das erinnert – freilich auf der Talsohle – an die Gipfel-Absage, die Montaigne dem Tugendideal der Stoa erteilt hat; der „Moralist" mahnt, lenkt, erzieht nicht – er begnügt sich mit einer Bestandsaufnahme des Gegebenen. Je mehr Montaigne indessen in die undurchsichtigen Tiefenschichten seiner Psyche eindringt, desto entschiedener wird ihm die Selbstbeschreibung zur Weiterbildung des Ich[31]: „Man muß sich prüfen, man muß sich selbst befehlen und an den richtigen Platz stellen ... Meine Studien zielen darauf, handeln zu lernen, nicht zu schreiben. All mein Bemühen geht dahin, mein Leben zu formen. Das ist mein Beruf und mein Werk." Wer wie Montaigne nicht seine Taten, sondern sein Wesen reflektiert, der muß sich dem dornigen Unternehmen der Gewissenserforschung unterziehen, und der offenherzige Selbstdarsteller wird im Verlauf der Selbstbesinnung unbeabsichtigt zum Verwandler seiner selbst. Indem das Selbst seiner Wesenheit ansichtig wird, verwirklicht es sich: das Individuum erhebt sich zur Person. Selbsterkenntnis ist der erste Akt der Menschwerdung des Lichtmenschen. Von Erschlaffung sowie vom Zerfall in antagonistische Fragmente bedroht, zentrierte sich Montaignes Innerlichkeit auf diskrete Art und Weise, frei von illusionärem Eifer, aber auch ohne rechte Energie und Zielstrebigkeit. Der gute Seigneur fand sich mit dem Bestehenden auch da ab, wo es sich mit einiger Anstrengung sehr wohl verbessern ließe.

Bald nach jener Zeitungsanzeige erschien ein Sportbericht unter der Überschrift „Der Kampf gegen sich selbst ist ihm wesentlich"; auch wer den Sportteil sonst überblättert, sollte diesen Artikel lesen. Der junge Athlet, der gemeint war – Kurt Bendlin, Student an der Sporthochschule Köln –, trainierte für

die Olympischen Spiele in Mexiko. Er durfte sich Hoffnung auf den Weltrekord im Zehnkampf und die Goldmedaille machen. Beim Training zog er sich indessen mehrere Verletzungen zu und mußte sich fragen, ob und mit welchen Aussichten er bei der Olympiade starten könne. Als sensible Natur war er von der Schönheit der Bewegung fasziniert; er sah mit hellem Sinn, wie ein Diskus oder ein Speer fliegt. Über die weiten Wiesen und Felder seiner Heimat zu laufen und zu springen, war ihm reine Freude. Danach erwachte sein Leistungswille; er rang die träge Feigheit nieder, die den Menschen zum Ausbrechen auf bequemere Pfade verlockt, und stellte sich dem Wettbewerb mit Rivalen. Der Sieg diente ihm zur Selbstbestätigung, nicht weniger jedoch die Auseinandersetzung mit sich selber nach einer Niederlage. Er haßte den Rummel, der auf unseren Sportplätzen Wettfieber, Fanatismus und Geldgier als ansteckende Krankheiten verbreitet; in den Pausen zwischen den Übungen lag der braungebrannte Mann, in Decken gehüllt, am Boden und blickte auf das Spiel der Wolken. Sein strahlendes Äußere, sein Ehrgeiz und seine Siege führten dazu, daß er oft als „Supermann" und „sportlicher Roboter" hingestellt wurde, und da er sich aus seiner lauten Umwelt gern in die Einsamkeit zurückzog, hielten ihn viele für einen arroganten, egoistischen Star. Jetzt aber, kurz vor der Olympiade, war er durch die Verletzungen zu völliger Tatenlosigkeit verurteilt; seine Zukunft als Zehnkämpfer war ungewiß geworden. Ein Schicksalsschlag; der seelische Schmerz war größer als die körperlichen Qualen.

2. Soweit der Reporter Karlheinz Vogel. Wer sich auf der Suche nach dem Unbekannten in die nächtliche Höhle seines Inneren begibt, der Metalle und aller äußeren, also nutzlosen, ja hinderlichen Mittel ledig, vor dem breitet sich wie eine unendliche unbepflanzte leere Ebene, wie eine Sandwüste, die gleiche Ungewißheit aus, wie vor dem jungen Athleten, da er beim vorolympischen Training verletzt war. Bei den tastenden Versuchen, uns als Geistkämpfer in Form zu bringen, reiben wir uns an un-

serem Ungenügen zunächst nur noch wunder. Wir starren die schwarzen Wände des Alleinseins an, als wären es Gefängniszellen. Ermattet, hat ein junger Dichter, Arthur Rimbaud, geschrieben: „Der geistige Kampf ist ebenso brutal wie das Schlachtgetümmel der Menschen. . . . Harte Nacht! Noch dampft das getrocknete Blut auf meinem Gesicht". Gewaltiger noch ist der plötzliche Zugriff von außen, die klassische Damaskus-Bekehrung[32], die den Drohung und Mord atmenden Saul zur Erde geworfen hat: ein Licht vom Himmel umstrahlte ihn und die Stimme dessen, den er verfolgte, gebot ihm Einhalt: „Was tust du? Kehre um! Du bist mein." – Dieser schärfste, alles umstürzende Widerspruch zu den bisherigen Überzeugungen, der den Betroffenen von seiner Vergangenheit durch einen glatten Einschnitt, eine Zäsur abtrennt und eine radikale Sinnesänderung bewirkt, widerfährt nur Auserwählten, und selbst ein Moses auf dem Berge Sinai ertrug den Gott nur in der Wolke. Trotzdem wird die direkte Vertikalverbindung von oben nach unten und wieder nach oben weit mehr Menschen zuteil, als man gemeinhin vermutet, – nur wissen sie mit diesem Subtilsten nichts anzufangen. Die großen Eingeweihten von den Patriarchen und Propheten bis zu Jakob Böhme, George Fox und William Blake und dem johanneischen Jüngling Novalis sind nicht von anderen Menschen initiiert worden; alle anderen aber, denen die „Spontaninitiation" versagt bleibt, können die Horizontalbindung, den Anschluß an einen Bund Gleichstrebender oder die zuchtvolle meditative Einordnung in die ununterbrochene Kette der Überlieferung und ihrer Symbole nicht entbehren.

Wir, die gewöhnlichen Sterblichen brauchen die Führung größerer Geister und vom ersten Schritt an, der aus der Kammer abgesonderter Reflexion hinausführt, brüderliches Geleit, denn unsere existentielle Sondersituation ist jener Sauls nach dem Erscheinen Christi vergleichbar: wir öffnen die Augen und sind blind. Die Begleiter, ihn an der Hand haltend, brachten Saul nach Damaskus hinein. Dies ist der ganze Inhalt, der Anfang

und die äußerste Reichweite des Menschseins: daß wir uns auf den Weg machen und beharrlich auf der Wanderschaft voranschreiten. Stillstand ist tödlich. Der „cherubinische Wandersmann" – das darf leider nicht verschwiegen werden – mußte seine Zuflucht teuer bezahlen; nach dem Übertritt zum Katholizismus wurde er bösartig; voller Ressentiment veröffentlichte der zänkische Glaubensstreiter eine Schrift des Titels: „Gerechtfertigter Gewissenszwang oder Erweis, daß man die Ketzer zum wahren Glauben zwingen könne und solle." Sind der lichtvolle Dichter Angelus Silesius und der haßerfüllte Polemiker Johannes Scheffler ein und dieselbe Person? Man möchte es verneinen, und im Jahre 1853 haben es gleich zwei Historiker verneint. Konfessionelle Gehäßigkeit, die Versuchung jener Zeit, hat dem großen Sänger mystischer Weisheit die Flügel gebrochen[33]; spät erst, als Verstummter, nahm er sein Kreuz, die hämische Verunglimpfung durch die protestantische Orthodoxie, auf sich.

3. Johannes Scheffler ist im Jahre 1624, dem Todesjahr Böhmes geboren; auch der Schuster ist von der Amtskirche verfolgt worden, seine Verteidigung war die überlegene, würdige. Als der Konvertit Doktor Scheffler († 1677) das Gift des Konfessionshaders in vielen verstandesdürren Streitschriften versprühte, hatte der Dichter der „Trutznachtigall", der Jesuit Friedrich von Spee (1591–1635) eine edlere Katholizität bereits vorgelebt; als Beichtvater verurteilter „Hexen" durchschaute er den Aberglauben des Hexenwahns und trat mutig und mit großer Beredsamkeit gegen die furchtbare Verirrung der Hexenprozesse auf – der seelenhafteste deutsche Barockdichter, ein glühender Prediger der Gegenreformation war zugleich ein früher Aufklärer. Er starb während der Pest beim Spitaldienst. Dieses Leben war ohne Bruch; bei aller Verhaftung im Herkommen war der Pater seinen Zeit- und Glaubensgenossen doch weit voraus. So wurde er der Maxime gerecht, die Goethe im „Wilhelm Meister" vorgeschrieben hat: „Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee

ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu tun, was ich für Recht halte." Der Lichtsucher, der sich an diese Richtschnur hält, wird gegen viele Verführungen gefeit sein; er wird nicht jede Laxheit oder Überspanntheit des Zeitgeistes mitmachen, und wenn er sich vom herrschenden Vorurteil trotzdem nicht freihalten kann, so doch von dessen schlimmsten Auswüchsen; im übrigen wird er's durch anderweitigen Klar- und Weitblick gutmachen.

Dann braucht ihm trotz der massiven Verfinsterung seiner Um- und Mitwelt nicht bange zu sein, und er braucht nicht zu erschrecken, wenn sein Sinn sich bei jedem Schritt in die internen Gelasse des Gemüts noch verdüstert. Es ist unsere bis dahin verborgene Dunkelheit, die wir austasten, auskehren möchten – allein wir müssen hindurch, und kein Herkules steht uns zur Seite; manchem fällt in der Bedrängnis der Bibelvers ein, den er als Kind auswendig gelernt hatte: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan", lautet eine der wichtigsten Jüngerregeln, die Matthäus (7, 7) und Lukas (11, 9) überliefert haben. Geistlich sind wir Analphabeten so sehr, daß wir den Mangel nicht verspüren; über ein kleines Mißgeschick, immerhin, hilft ein Scherz mit einem der drei Räte hinweg. Das schafft dem Verlierer Luft, so wie man bei Atemnot den Kragen aufknöpft. Beim In-sich-Gehen müssen wir aufpassen, daß wir uns nicht in uns selber verlieren. Der Blinde hat einen Begleiter, der Gläubige hat den Parakleten zum Beistand. Dante wird von Vergil, dann von Beatrice geführt – Chaucer wird beim Himmelsflug von einem Adler transportiert, der ihn auch belehrt; der Skeptiker freilich hält auf Distanz. Wer aber wird unser Fürsprecher sein? Ein Seelenarzt? C. G. Jung: „Die Begegnung mit sich selbst ist die Begegnung mit dem eigenen Schatten." Da könnte man sich verkühlen, aber Jung schreibt anderswo: „Einen Menschen seinem Schatten gegenüberstellen, heißt zugleich ihm sein Lichtes zeigen." Ja, aber, ich sehe doch

gar nichts und höre nur Warnungen, Anweisungen zur Verkehrsregulierung, Appelle: wäre es nicht klüger, ich kehrte um? Keinen Schritt weiter! Vorsicht! Stufe für Stufe, nur langsam, einen Fuß vor den anderen, und derlei wohlgemeinte Zudringlichkeiten legitimer Schutzleute mehr. Bin ich ein Kind? Ein täppischer Greis? Ein Mulus, ein Affe? Wer gängelt da? Energisch dazwischengefahren, und dann ist Ruhe in meinem Chaos, und ich kann mit mir zu Rate gehen. Da flüstert mir einer Vergessen-Geglaubtes gleichmütig zu: „Denn wer da bittet, der nimmt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan." Welche Verheißung! Mein Bitten schon ist ein Nehmen, mein Suchen ist Finden – ja, ich werde anklopfen und um Einlaß bitten. Die Sehnsucht lichtet das Dunkel.

4. Das goldene Tor kann nicht mehr fern sein – ich spüre Widerstand; Stürme präludieren der Auflösung der Ordnung oder begleiten sie – weiter also! Die Nähe des Tores trifft mich wie ein kalter Windstoß; mich fröstelt. Was suchen wir auf diesem Marsch durch's wüste Land? Den Menschheits-Bund, den höheren Menschen oder ein bißchen Wärme in der Sonne? Alles in einem, im Unerforschlichen, der mutmaßlichen Seinsmitte. Was ist das? Ein Gott, so erdichtet wie in Rilkes Buch von der Pilgerschaft? Oder die blaue Blume der Romantik? Allbeseelung, die unendliche Ahnung, Strahl der Sonne durch die hohen Fenster . . . Da klagt Novalis:

Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Mut,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen tut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken –
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Weg des geduldigen Ertragens, des Ausharrens, der Beharrlichkeit, des treuen Erleidens und der Selbstverleugnung: ist das wirklich unser Weg? Vorsätzlich gewiß nicht. Im Gang der Geistesgeschichte sind mancherlei Methoden ausprobiert worden – welche taugt für uns? Wer eignet sich zu unserem Mentor? Tschuang-Tse befragte gern den Wind; in einem seiner Gleichnisse erzählt er: „Tatsächlich", antwortet der Wind, „komme ich vom Nordmeer zum Südmeer geweht, aber wer seinen Finger in mich steckt, überwindet mich, und wer mir einen Fußtritt versetzt, überwindet mich ebenfalls. Doch kann ich große Bäume entwurzeln und große Häuser wegblasen. Darum erringe ich aus einer großen Anzahl Niederlagen den großen Sieg. Den großen Sieg erringt allein der Weise". – Da bleiben für uns, die Mittelmäßigen, nur die vielen kleinen und etliche größere Niederlagen, und ich schätze, die nächtliche Tour des blauen Boll durch's Städtchen wäre uns angemessener. Die Rolle des Mannes, der nach Fleisch, Wein und Ausfahrten begierig war und nun merkt, daß das alles zur Neige geht –: diese Rolle wäre uns eher auf den Leib geschrieben, und in die stämmige, naive Geduld und Spintisiererei des Herrn Boll mischen wir, so gut wir's können, ein wenig blinzelnd, ein wenig mißtrauisch und ein wenig lächelnd, einen Schuß Courtoisie und urbaner Toleranz. Kurzum, keinen Anspruch auf Universalität, aber auch nichts Spukhaftes, keine norddeutsche Spökenkiekerei – nach drei bestimmten Schlägen öffnet sich die Tür, falls überhaupt eine da ist, und der Eingang ist frei; also gehen wir weiter.

Hinein? Wohin? Befinden wir uns in einer mysteriösen Lokalität, in einem "off limits!"-Club? Treibt uns Neugierde? Der Kenner lächelt; man weiß aus Büchern und Abbildungen

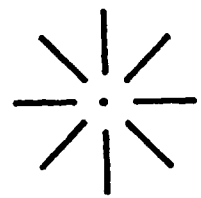
genug: die hochtrabenden Titulaturen, die Phraseologie sind von unfreiwilliger Komik; die serienweise aus billigsten Materialien fabrizierten „Kleinodien" sind alles, nur keine Kunstwerke. Der Klimbim lohnt nicht. Was Menschen verschweigen, mag uraltes Brauchtum sein, ein allerstrengstes Staatsgeheimnis, – das Geheimgehaltene ist gerade *nicht* das Geheimnis. Dieses hält seinen Garten für jeden Besucher offen; wer eintritt, gehört dazu. Wer das Geheimnis nicht zu kosten vermag, bleibt ohnehin draußen. Da steht kein Türhüter, und kein Wächter verlangt den Paß. Wenn sich der Sturm, die Zweifel, die Verwirrung in uns legen, sind alle Öffnungen leer und still. Das goldene Tor steht da und dort. Wir brauchen nur hindurchzugehen. Wir brauchen nur von Erkenntnisstufe zu Erkenntnisstufe emporzusteigen; eine Treppe gibt es in jedem Haus, und wer hätte je alle Häuser auf dieser Erde gezählt? Warum das dubiose Zaudern vor der Schwelle? Ist der Übergang von einem Lebensalter zum nächsten gehemmt, schwierig oder aufregend? Wie behend krochen wir als Kinder durch ein Loch in die Hütte, die wir aus Brettern aufgeschlagen hatten. Warum die Anlehnung an die Fragen und Antworten Dritter? Die religiöse Symbolik des schmalen Weges und der engen Pforte (Matthäus 7, 13 und 14) wird von vielen nicht verstanden, als wären es Leerformeln. Zitiert seien deshalb nicht die Religionshistoriker, sondern der Psychologe C. G. Jung, der von der Begegnung mit sich selber und dem eigenen „Schatten" schreibt: „Der Schatten ist allerdings ein Engpaß, ein schmales Tor, dessen peinliche Enge keinem erspart bleibt, welcher in den tiefen Brunnen hinuntersteigt". Die Römer sagten: Per aspera ad astra! Durch die Dunkelheit, des Lebens Rauhheiten zu den Sternen! Nicht: zur Sonne, zur Freiheit!, sondern zum kalten Sternenlicht, hart und scharf. Wo die Not am größten ist, ist die Rettung am nächsten. Das Licht erscheint nur in der Finsternis (ex tenebris lux). In Claudels Weltgedicht, dem „Seidenen Schuh", ist die Sprengkraft des Leisen stärker als alle Turbulenz. Ihr entsteigt die prophetische Strahlkraft der Sprache, etwa aus

der Szene der Dona Musia in der Nikolauskirche zu Prag: „Nacht mußte sein . . . in dieser Welt um Prag, wo es nichts mehr zu sehn gibt, auf daß ich, die Augen verschließend, innen in mir meinem Kinde begegne, dem schlichten, kleinen, beginnenden Leben . . .“

Die Summe der Wissenschaften vermag uns kein Welt- und kein Menschenbild mehr zu bieten, das in sich gerundet wäre. Die einzelnen Wissenschaften sind derart weitläufig geworden, daß keine Kongruenz die immense Zerstreutheit der Details zusammenbiegen und in ein Begriffsfeld integrieren könnte. Was das Weltbild betrifft, so ist die Symbolik bis zur Abdankung rückständig und überholt, es sei denn wir rechnen die Mathematik als wissenschaftliche Symbolsprache hinzu. Als übersichtliches Menschenbild, das unseren Standort im Universum und das Spezifische des Menschseins klar umreißt, ist die uralte Symbolik hingegen auch heute noch beredt und von unvergänglicher Weisheit. Denn für den Ordo der Sinnbilder war stets der Mensch das „Maß aller Dinge“; auf ihn allein beziehen sich geometrische Figuren und Zahlen, Tierkreise und Sternbilder, die Elemente wie die Wegtafeln. Für sie gilt uneingeschränkt, was in Gorkis „Nachtasyl“ gesagt wird: „Der Mensch, das ist die Wahrheit. Alles ist im Menschen, alles besteht für den Menschen!“

Die Geometrie und die Zahlen, mit denen wir hantieren, haben es mit Qualitäten zu tun. Die Vier etwa mit den Elementen und dem Beziehungsreichtum von Materie und Erde, der freilich noch des Zentrums ermangelt, so daß die 4 „ein Ausgespanntsein nach den Richtungen der Gegensätze ist“. Die „Spannung und gesetzmäßige Festsetzung wird in der Acht noch vermehrt“; es herrscht ein von Spannungen aufgeladener Gleichgewichtszustand. Die 8 wird von zwei sich diagonal schneidenden

Quadraten repräsentiert. Zur Tarotkarte mit der 9 bemerkt Bernoulli[34]: „In diesem nach allen 8 Seiten gleichmäßig sich erstreckenden Raum funkelt nun ein Licht auf. Es ist die Laterne des Eremiten. Zum erstenmal ein Zentrum, ein betonter Mittelpunkt, im Weltgeschehen. Der Punkt der Eins hat sich nun in der Mitte der nach den 8 Himmelsrichtungen sich erstreckenden Welt niedergelassen und erleuchtet sie damit, wenn auch nur in bescheidenem Umkreis. Vielleicht dürfen wir es als Geburt des Bewußtseins bezeichnen, das zunächst einsam und beziehungslos im Raume erscheint.“ Der Stern der acht Himmelsrichtungen mit dem lichten Zentrum stellt eine bedeutsame Variante des lothringischen Kreuzes dar. Das Zeichen der 9. Tarotkarte (s. u.) beinhaltet sowohl die zentrifugale Evolution – Ausstrahlung des psychischen Zentrums, der „Herzmitte“, des Selbstes – wie auch die zentripetale Involution: das innere Licht zieht die Aufmerksamkeit der Seele von der Peripherie ab und auf acht Strahlen psychischer Energie an sich. Mit anderen Worten: Das Sinnzeichen läßt sich vom Lichtpunkt nach außen, aber auch auf den Strahlen einwärts lesen.



Hier, in der 9 des Tarotsystems, in der sich das menschliche Bewußtsein manifestiert, bewahrheitet sich der Ausspruch Gorkis, der mit dem folgenden Satz allerdings über alles Verständige hinausschießt: „Es gibt nur den Menschen, alles andere ist das Werk seiner Hände und seines Hirns!“ Übertreibungen widerlegt man nicht; es wäre müßig. Vielmehr stellt sich die Frage: wie kommt es, daß die Dinge auf den Menschen zugeschnitten sind,

auf diesen Spielball des Universums, das doch sonst eher verschwenderisch als fürsorglich ist? Die Antwort ergibt sich wie so oft aus der bloßen Umkehrung: Wie der Mensch Maß der Dinge, so sind die Dinge Maß des Menschen. Das Verhältnis zwischen beiden ist ein wechselseitiges, eine Entsprechung, ein Analogon. Die Dinge im Kosmos und der Mensch korrespondieren miteinander, wie der matte Schein der Lampe mit den Strahlen der Sterne; der Mikro- ist im Makrokosmos enthalten. Qualitativ, ist der Mensch auch heute die Wahrheit der Dinge, ist die universale Symbolik Welt- und Menschenbild ungeschieden, ein Mahnmal immerwährender Totalität. Echte Symbolik gleicht einem Delta; in vielen Flüssen mündet es in den all-einen Ozean, der im Jenseits unseres Begreifens nicht mehr ist denn ein Wassertropfen.

9. Reisen durch die Nacht der Sinne

Einsichten IV

In seinem literarischen Vermächtnis „Das einzig Notwendige" (1668) formulierte der große tschechische Pädagoge, Didaktiker und Pansoph Johann Amos Komenski, latinisiert Comenius (1592–1670), die Quintessenz aus seinen bitteren Schicksalen in zwei Werturteilen: 1. „Mein ganzes Leben war eine Wanderung, eine beständig wechselnde Herberg, nirgends ein Vaterland." – 2. „Ich danke meinem Gott, daß er mich mein ganzes Leben hindurch einen Mann der Sehnsucht hat sein lassen." – Mit den „Böhmischen Brüdern", deren letzter Bischof er später war, erlitt Comenius Verfolgungen und die Ausweisung; zuvor schon in Fulneck wurden ihm in den Kriegswirren Frau und Kinder entrissen, das Haus niedergebrannt; ebenso danach sein Haus in Lissa, wohin er sich gerettet hatte. Von Siebenbürgen bis Schweden suchte der Flüchtling ein Asyl; gestorben ist er in Amsterdam, wo dem alten Manne der Sohn eines Freundes Zuflucht gewährt hatte. Das Leben war dem heimatlosen Reisenden eine Schule, freilich ohne Schulhaus, in einer abenteuerlichen Getriebenheit durch das „Labyrinth der Welt": eine Schule des leidvollen Reifens auf der Pilgerreise durch die Nacht der Sinne, die seine Sehnsucht nach einer besseren Welt von Station zu Station aufflammen ließ. Auf den Wegen des Lichtes durch die Finsternis entdeckte Comenius das Herz als das Heiligtum des Menschen, den lebendigen Tempel Gottes. Gereinigt von Trotz und Verzagtheit, geläutert zur Einfalt, war ihm das Herz das Paradies hier und jetzt: selige Gegenwart! So verkündet Comenius die Botschaft vom inneren Reich, das dem Menschen die höchsten Güter allezeit gültig und sicher bewahrt: „Kehre dahin zurück, von wo Du ausgegangen bist, in Deines Herzens Kämmerlein

und schließe hinter Dir die Türe zu." Und lakonisch vorwärts weisend: „Dein Herz laß sprechen, Deine Zunge schweige!"

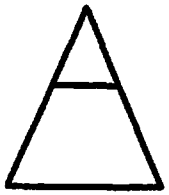
1. Eine ähnliche Bewegtheit hat den Ostpreußen Johann Gottfried Herder (1744–1803) bei allem, was er fühlte, dachte und schrieb, von Fragment zu Fragment gescheucht; so unabweislich war das ungestillte Verlangen, daß seine Persönlichkeit unter das Dichterwort begriffen worden ist:

„Denn unser aller heimat bleibt das licht,
Zu dem wir kehren auf gewundnen stegen."

Der Aufstieg auf diesen Bergpfaden ist ein mühsamer; man muß kräftig durchatmen und die Serpentinen ausschreiten, und das ist langwierig: eine scheinbare Abkürzung muß mit doppeltem Verschleiß gebüßt werden. Bei den symbolischen Reisen der Initiationsriten wird der Prüfling durch die Gefahrenzonen geführt; in der „Zauberflöte" müssen die beiden Liebenden sich zuletzt durch die tobenden Elemente, die Feuer- und Wasserhölle hindurchwagen[35]: inmitten der Todesdrohung werden sie zum Paar. Das ist uralte Mysterienweisheit: nur wer vom frostigen Hauch gestreift, vom tiefgreifendsten Verwandler umgepflügt worden ist, kann zum Neophyten erhoben werden. Die schweren, festen Erdschollen des Herkömmlichen müssen zerkleinert, der Boden der Individualität muß verfeinert werden, damit aus weicher, lockerer Krume in zarten Hälmchen die Wesenssaat aufgehen kann. Der Neuling, der einen Anfang setzen will, wird klugerweise seine transzendentale Reichweite vorsichtig abschätzen: eignet er sich zum Eingehen in die eigene Wesenheit? Zum brüderlichen Dialog? Zur Selbstübersteigung? Und welche Mittel sind die ihm gemäßen? Das läßt sich testen, ehe man im Training Kräfte zu stählen beginnt, die schwächere Energien auszehren. Starrheit im Ich-Gefüge schließt die Initiation[36] aus, denn „initiare" heißt „einen Zugang gewähren". Desgleichen sind Gleichgewichtsstörungen und Spaltungen des Individuums abträglich; sie verhindern die Integration, das Ganzwerden. Allein der psychisch gesunde, mit sich selber einige, zum Wagnis

bereite, schweigsame und bewußte Mensch bringt die initiatische Befähigung mit, ohne die jede „Einweihung" zur Farce wird, massive Eingriffe, Einwirkungen von außen aber ein Trauma heraufbeschwören und die personale Einheit zerspreiten. Hellwache Kontrollen müssen jede Phase der Einkehr begleiten und ihre Folgen einordnen in den Werdefluß. Wie im Roman des Ibn Tofail, ist der Lebende ein Sohn des Wachenden. Erleuchtung ist Erweckung.

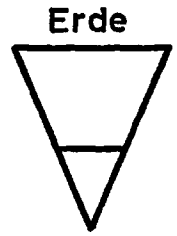
Die Weckrufe sind je nach Temperament und Mentalität zu instrumentieren; der Ton- und Spielarten sind viele. Die üblichen „Proben" überschreiten dagegen die Vierzahl der Elemente (Erde, Wasser, Feuer und Luft) nie; häufig reichen zwei oder drei aus. Bei der Luftprobe soll offenbar werden, ob die Fan-



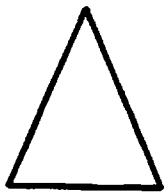
tasie produktiv ist. Fantasterei ist so schädlich wie die Einfallslosigkeit. Im Herbst des Mittelalters trieb die Ruhmsucht in der Ritterschaft bizarre Blüten. Das höfische Ideal schickte den jungen Ritter auf Abenteuer aus; er mußte dem Reiz des Herabziehenden widerstreben, er mußte lockenden Versuchungen und dem Unrecht wehren und für die Unschuld kämpfen und durch die Befreiung einer Gefangenen selber freiwerden. Bewährte er sich in den ritterlichen Tugenden, so wurde der Edle an die Tafelrunde des Königs geladen. Die „Quest", die Suche nach einem fernen Ziel, das Vollendung bedeutet, prägt das wahre Selbst des Strebenden, zugleich weist sie ihm seinen Ort an bei Mensch und Tier. Den Kavalier und Gentleman zog es an den

Hof des Fürsten. Chrétiens Perceval, Wolframs Parzival begehrte mehr als die Tischgemeinschaft mit König Arthur; er diente um den heiligen Gral, die Abendmahlsschale Jesu, in der bei der Kreuzigung Christi Blut aufgefangen wurde. Andere Jungherren waren mit weniger zufrieden; die Straße vom Besonderen zum Absonderlichen ist breit und bequem zu befahren. Ein halbes Jahrtausend Rittertum verflüchtete sich in fantastischen Abenteuergeschichten, den „Ritterbüchern"; was danach noch übrigblieb, waren glorreiche Ordensrequisiten und eine steife, zeremonielle Würde. Der Zauber einer verlorenen Vollkommenheit indessen währt noch, zumindest in Wagners Musikdramen, und die groteske Komik der Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quichote von der Mancha ist unverwüstlich, solange die handfeste Schlauheit Sancho Panchas über die Narrheit erlesener Einbildungen zu triumphieren meint. Der Orden der Fahrenden Ritter verstand sich als Arm Gottes, der die Gerechtigkeit auf Erden vollstreckte; derweilen focht Don Quichote mit Windmühlen, und dieser Illusionismus wird fortdauern, es sei denn, die Menschen emanzipieren sich von der Gerechtigkeit als einem Scheinproblem. Die Gewaltherrschaft löst die schönen Täuschungen wie die unabhängigen Gerichte auf. Narrheit und Nüchternheit, Idealität und Plattheit rollen im beständigen Widerstreit durch die Generationenfolge, und so plädieren *wir* denn des Humors wegen für die imaginativen Daseinswerte. Don Quichote hat die Probe so gut bestanden wie die Ritter des Königs Arthur, adliger noch: wie Parsival: der Gralsritter und der Ritter von der traurigen Gestalt haben den gleichen Rang. Beide verwesen Grundzüge des Menschseins mit unvergleichlicher Imagination; ihre Ein-Bildungskraft ist dem Nachempfindenden bei der Ermittlung des eigenen Standortes hilfreich.

2. Der Luftprobe korrespondiert die Erdprobe, hinauf und hinab ist es ein und dieselbe Strecke; Empor- und Hinuntersteigen, Anabasis und Katabasis erreichen in entgegengesetzter Richtung paradoxerweise das gleiche Ziel. Denn Oben und Unten



treffen sich im Bezugspunkt, dem Ich; die Höhen- und die Tiefendimension sind beide innerlich: sie schneiden sich in der Wesensmitte. Der steile Aufstieg ist anstrengend; man braucht eine gute Lunge und Atemtechnik. Der steile Abstieg ist heimtückisch mit schnellen Unfällen; man muß sich in der Beschleunigung selber bremsen, braucht Stemmkraft, sonst landet man mit Knochenbruch, Prellungen und zerfetzter Haut im Dickicht. Der Reiter hat sich vordem aus dem Sattel geschwungen, und nun wird er zum Pfadfinder. Währenddem das Pferd weidet, ahmt er eine archaische Gewohnheit nach und kundschaftet das Gelände aus; – da sind Spuren: Mensch oder Tier, und wohin führen sie? Jede Rückkehr ist mit einer Regression verbunden, einem Rückfall ins Frühe, lehren die Psychoanalytiker. Ein lauer, lebhafter Vorfrühling: Keimhaftes, noch Ungeformtes, ein primitiver Rohzustand animiert den Spätling; den Werker gar regt es zum Schaffen an: Was unfertig ist, soll durch unsere Hand gestaltet werden. Das Vergangene wird vergegenwärtigt, die Zukunft sei vorweggenommen. Die Toten sind sehr nahe; sie stimmen den Gesang des Kommenden, sie kündigen den Kairos, die rechte Stunde an. Profane Zeiträume seien entsühnt; die mystische Entrückung ist der wirksamste Zeitraffer; Jahrtausende schießen in einem Moment zusammen. Die Stunde hat geschlagen. Der Augenblick ist alles, die Hoch-Zeit ist da. Welche Zeit ist es, Aufseher? Die innere Uhr ist genauer als jeder Zeitmesser; sie sagt uns, woran wir sind. Unerwartet ist der Pfadfinder auf eine Lichtung herausgetreten; ein himmlisches Feuer erfaßt ihn, und



Feuer

er brennt als lautere Flamme. Es ist Hochmittag, wie ihn Hölderlin im „Hyperion" geschildert hat: „Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne . . . Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. ‚Diotima', rief ich, ‚wo bist du, o wo bist du?' Und mir war, als hörte ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude. – ‚Bei den Meinen', rief sie, ‚bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist mißkennt!' Ein sanfter Schrecken ergriff mich, und mein Denken entschlummerte in mir . . . Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauerte und weinte vor Freude, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mich dünkt, aber sie waren wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt –."

Die geliebte Stimme, wie könnte sie je verstummen! Sie spricht in unser Schweigen hinein, wie das Unsagbare, das uns anhaucht und bewegt und die zärtlichsten Impulse zur Vereinigung leiht. Was ruft denn die Stimme der abgeschiedenen Geliebten? „Komme herüber zu mir, komm ans Ufer der Vereinigten! Kehre zurück zu dir, mache dich auf zur Heimkehr!" Wir hören die Rufe wohl, aber als Blinde wissen wir nicht Weg noch Steg – nicht einen Schritt können wir tun ohne Führung und Geleit. Das Thalia-Fragment von Hölderlins „Hyperion" kulmi-

niert in dem unvergeßlichen Schlußsatz: „Wir sind nichts, was wir suchen ist alles." – Ja, was suchen wir denn? Im Sichtbaren das Unsichtbare und im Unsichtbaren das Sichtbare, im Vergänglichen das Bleibende in seinen mannigfaltigen Abwandlungen, im säuselnden Wind aber den Genius. Das göttliche Kind[37], das uns geleitet. Der „Erwartung" als erstem Teil soll ein zweiter, die „Erfüllung" folgen – wie so oft bleibt's beim Bruchstück. Im „Heinrich von Ofterdingen" erfuhr der Pilgrim seine hohe Stunde; er vernahm die Stimme Mathildens, von der er getrennt war, und nach dem tröstenden und erquickenden Anblick ihrer Erscheinung, „dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weissagender, als ehemals, so daß ihm der Tod, wie eine höhere Offenbarung des Lebens, erschien, und er sein eignes, schnell vorübergehendes Dasein mit kindlicher, heitrer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen. Er stand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erst teuer, wie er sie verloren hatte, und sich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten, bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern sollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes, liebes Wohnhaus, was er nach langer Entfernung verlassen wiederfände." Indes tausend Erinnerungen auf ihn einstürmten, sang der Pilger zur Laute das Lied:

Liebeszähren, Liebesflammen
Fließt zusammen;
Heiligt diese Wunderstätten.

„Wie er aber aufsah, stand ein junges Mädchen nah bei ihm am Felsen, die ihn freundlich, wie einen alten Bekannten, grüßte und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehen", wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet hatte. Also ließ er sich von dem Mädchen fortführen, und dabei entspann sich eine Wechselrede. Der Pilger fragt, das Mädchen antwortet in einem rätselhaften Doppelsinn, dem alle Dinge transparent sind. Ist sie doch „aus dem Grab gekommen". Woher sie ihn kenne, will der Pilger

wissen. Seit wann sie hier sei, und ob sie ganz allein lebe oder mit wem? Ob sie Lust habe, bei ihm zu bleiben. Wer ihre Mutter sei, wer ihr Vater. Den Vater kennt er; er war der Graf von Hohenzollern, den er in einer Höhle, in einem Gewölbe des inneren „Erdenpalastes" als Einsiedler angetroffen hatte, wo der ehemalige Kriegsmann über „die Geschichte der Menschen" nachdachte und bemerkte, „ein Geschichtsschreiber müßte notwendig auch ein Dichter sein", um die „Begebenheiten schicklich zu verknüpfen". Nachdem die junge Führerin sich als Tochter jenes Grafen zu erkennen gegeben hat, behauptet sie sehr selbstsicher, der Einsiedler sei auch des Pilgers Vater. Nun kennt der Leser die Eltern Ofterdingens aus dem ersten Kapitel des Romans, und der Pilger erwidert dem Mädchen verwundert: „Ich habe ja meinen Vater in Eisenach." – „Du hast mehr Eltern". – „Wo gehn wir denn hin?" – „Immer nach Hause".

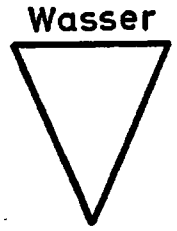
3. Ja, unsere Gedanken haben mehrere Urheber, und der vereinzelte Wallfahrer ist ein Abkömmling des Einsiedlers. Die magische Formel „Immer nach Hause" faßt in drei Worten die romantische Einstellung Hardenbergs[38] zusammen, uns jedoch dürfte es nicht mehr schwerfallen, die initiatische Reise Ofterdingens, auf welcher er zum Dichter reift, und seine Verklärung zu begreifen. Ein Rückschritt, gewiß, bis in die Felsen und Berge hinein, wo die Erde in Steinsschichten „Denkmale der Urwelt zeigt". Wer durch den niederen Eingang gegen einen ziemlich fühlbaren Luftstrom in den schmalen Gang gekrochen ist und hinter der Fackel des alten Steigers bis zu der sehr weiten und hohen Höhle vordringt, dessen Aufmerksamkeit beschäftigt die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedecken, und vielleicht erscheint es vor diesen makabren Überbleibseln des Altertums manchem ratsam, die Rückkunft der Wagemutigen vor der Höhle abzuwarten. Das seltsame unterirdische Reich hat noch mehrere schauerliche Hallen, reich an tierischen Resten, und man schleppt sich mit Stangen, Leitern und Stricken auf den Spuren der Verwesung ins Berginnere hinein, und man

muß bis zum Gewölbe des Einsiedlers, der sich in der Tiefe des dunklen Schoßes verborgen hat, noch einige Geburten und Tode hinunterklettern, dann freilich wird man ermutigt vom Gesang einer Baßstimme, warm und voll, wirft allen Ballast von sich und hört zu; erleichtert, bemerkt man im Schein einer Lampe eine männliche Gestalt, die vor einer steinernen Platte sitzt und in einem Folianten liest. Mit dem Einsiedler ist gut reden. Wen wundert's, daß Heinrich, wie er in einem Buche des Einsiedlers blättert, auf den Bildern unter den Figuren sich selbst in unterschiedlichen Situationen des Lebenslaufs und zusammen mit vertrauten Personen erblickt? – Heinrichs Führer durch diese merkwürdige Höhlenwelt war ein alter Bergmann, der seinen schweren Beruf in der Rückerinnerung an verflossene Zeiten vergoldet; die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Den jungen Ofterdingen lehrte er das Hinabsteigen, die Gerätschaften hierzu und die nötigen Vorsichtsmaßregeln. Der Bergbau ist wohl das trefflichste Gleichnis für das, was mit der „Erdprobe" gemeint ist, wie man ja den ganzen Roman Hardenbergs mit den Schlüsseln der Alchemie[39], der Mystik[40] und formal mit dem Initiationsschema erschließen könnte.

Erstens! Beim Bergbau werden mehrere Wissenschaften angewandt: das Gewerbe wird seit Jahrtausenden betrieben, dank der Fortschritte der Technik immer rationeller – die Gefahr für Leib und Leben hingegen schlägt sich heute noch in den üblichen Gruß „Glück auf!" nieder. Desgleichen haben sich die Wissenschaften, deren ernsthaftes Studium dem Suchenden aufgegeben ist, in den letzten Jahrzehnten enorm ausgedehnt; wir wissen außerdem von der Esoterik sehr verschiedenartiger Kulturen mehr denn je, und die Bewußtheit gipfelt sich zum Superlativ auf – aber inmitten der hochtourigen Transformation der gesamten Zivilisation und unserer Lebensbedingungen hockt der alte Adam und lugt vergebens nach seinem Ur- und Vorbild aus: die Rat- und Sinnlosigkeit nimmt mit dem Arsenal des Zuhandenen und des zu unserer Disposition Bereitgestellten zu, und

keiner grüßt „Glück auf!". Ohne Gnade verkümmert die Kunst. Das Finis setzt irgendein Außermenschliches darunter. Der Adept betete vor Beginn seines chymischen Werkes. Ohne Gunst nähert sich keiner dem Arkanum. – Zweitens! Der Bergbau baut ab und fördert zu Tage, was ohne sein Zutun geworden ist. Also muß der Suchende sich mit dem Abbauen begnügen und mit aller Strenge vor einer Mehrung seiner Ichheit hüten, will er nicht sein Tagewerk verfehlen und sich um den Lohn seiner Bemühungen bringen. Das ist das erste Prinzip nicht nur des Prüfungswegs und der Läuterung, sondern der Initiation schlechthin. Das kleine Ich des Sinnesmenschen muß unterworfen werden, sonst kann es nicht zu Zeugung und Geburt des höheren Ichs, des Geistesmenschen kommen. Diese Grundregel läßt keine Ausnahme zu (conditio sine qua non). Darüber sind sich alle Meister einig, gleich-gültig welcher Richtung; die Nachweise ließen sich häufen. In der Sprache der Christus-Mystik (Joh. 3, 30) heißt das: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Was zu tun ist, um das Prinzip zu verwirklichen, gibt Plotin in den Enneaden (I, 6, 9) an: „So meißle auch du fort, was unnütz, und richte, was krumm ist, das Dunkle säubere und mache es hell und laß nicht ab, an deinem Bild zu handwerkern, bis dir hervorstrahlt der göttliche Glanz der Tugend ..." Großartig spricht diese Maxime[41] Meister Eckehart aus: „Wenn ein Meister ein Bild macht aus Holz oder aus Stein, so trägt er das Bild, macht er es aus Holz, nicht in das Holz hinein, sondern er schneidet vielmehr die Späne weg, die das Bild verborgen und verdeckt halten. Er gibt also dem Holz nichts, sondern er nimmt von ihm weg. Er nimmt die Decke ab und nimmt gleichsam den Rost fort. Dann kann erglänzen, was darunter verborgen war." Das Innere Licht ist also da, und es leuchtet. Es ist kein vom Menschen geschaffenes, künstliches Licht – nicht einmal anzuzünden brauchen wir es; das Licht brennt bereits. Wer ein Menschen-Ich zum Aufleuchten bringt, verbrennt sich selber. Gegen das Verbot des Hinzuerfindens wird gewöhnlich verstoßen. Die einen blähen

ihr kleines Ich oder ein Idol, ihr Kunstprodukt, auf, als wäre es der Herrgott selber, die anderen verfetten ihre Ichheit mit Aufschwemmungen aus den Triebschichten. Ein Dritter ruft in sich eine Motorik des Vegetativ-Animalischen wach, die er gar nicht bändigen kann, und ein Vierter verkehrt mit Gespenstern, als spaziere er auf einem Boulevard von Schaufenster zu Schaufenster. Das Ergebnis ist eine Inflation. Das Boot des Bewußtseins ist leck;



der Insasse wird bald absaufen. Er ist bei der „Wasserprobe" in Untiefen versunken, und dort unten tritt er nun ein Tretrad in dem Wahn, er wäre auf großer Fahrt. Vor diesen Abirrungen wollen die Lehrer[42] bewahren, indem sie den Schülern nachdrücklich einschärfen, sie sollten „bis zur Mitte der Erde graben, klopfen und suchen." Wer dieses Gebot geduldig befolgt, dessen Beharrlichkeit wird wie jene des Bergmannes belohnt werden. Der alte Steiger, der Heinrich von Ofterdingen unterrichtet, erinnert sich genau des Tages vor 45 Jahren, da er zum erstenmal in seinem Leben „den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins" erblickte. Der Alte erzählt: „Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit soviel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und an heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge."

4. So hat sich der Bergmann in langer und gefahrenvoller Berufsarbeit die „Krone des Lebens" erdient; er hat die „Erdprobe" bestanden, den „Stein des Weisen" ent-deckt. Wie einem Alchemisten, ist ihm die Natur zum Sinnbild seiner inneren Welt geworden, die Arbeit im Bergwerk zur Selbstfindung. An den geologischen Schichten, am Felsgestein las er seine Fortschritte ab, bis er auf die Goldader stieß. Wenn er müde ein wenig rastete, vernahm er in den Tiefen des Berges das Rauschen eines unterirdischen Gewässers, und wenn er im Schacht hinauffuhr, wurde ihm so leicht um's Herz: ein regnerischer, grauer Nachmittag war noch heller Tag. Wem man nach langer Weile die Binde von den Augen nimmt, glaubt sich mit Adleraugen begabt, und ein dämmernder Herbsttag ist eitel Sonnenschein. Das Sehen will gelernt sein, und Einsichten gewinnt man mit ihren Kriterien. Die Königliche Kunst ist eine Scheidekunst. Sie beginnt mit einer Analyse dessen, was man ist, mittels des moralischen Sinnes, des Gewissens; es trifft die Unterscheidungen zwischen bös und gut, verderbt und stark, verfault und schön. Das Unechte, Unreine und Unedle wird ausgeschieden. Der Spiegel der Seele wird blankgeputzt. Der Luxus wird abgelegt; der Bewerber entkleidet sich soweit, daß seine spirituelle Armut und Hilfsbedürftigkeit ihm selber greifbar wird. Das klingt nun alles sehr moralisch, doch sitzt der Moralkodex infolge seiner Gesetzlichkeit wie ein Panzer, so muß das Eisenblech hinweg: nur wer ledig ist und frei, kann von der Ethik den rechten Gebrauch machen[43]. Das Ab- und Auflösen, das Ausscheiden ist die überaus wichtige Vorarbeit der Scheidekunst. „Alle Verwickelungen der Welt", schreibt Comenius, „haben nur eine einzige Ursache, nämlich die, daß die Menschen nicht zwischen dem Nötigen und Unnötigen unterscheiden können, daß sie das, was ihnen not ist, übersehen und sich fortwährend mit dem Unnötigen beschäftigen, sich darin verwickeln und verstricken." Das Wertvolle wird dem Talmiwert geopfert, der morgen schon für den Betrüger wie den Betrogenen entwertet sein wird. Nun ändern

sich freilich die Normen, und unsere Wertvorstellungen schwanken. Ein Wertgefühl für das Bleibende läßt sich daher nur mitten im Strom entwickeln: den Schwimmer trägt das Wasser. Man muß sich anvertrauen dem Element, dem Großen, Einfachen, dem Geviert. Man muß sich zurücknehmen aus der Zerstreuung in die Einfalt. Die Hauptsache bleibt unter dem Nebensächlichen versteckt, solange wir ihm keine Beachtung zuwenden, wie Comenius sagt: „Wir kennen das Nötige nicht, weil wir uns mit dem Unnötigen abgeben." Streifen wir das Überflüssige von uns ab, so fällt der Verzicht von Mal zu Mal leichter. Askese ist keine Tortur, sondern das Allerleichteste in ihrer eleganten Schlankheit. Immer mehr lassen wir hinter uns im dunklen Schatten liegen; bald tragen wir kein Gepäck mehr bei uns. Dann wird uns sehr leicht ums Herz – wir gehen in unsere Abgeschiedenheit ein, ich in die meine, du in die deine – und was könnte froher stimmen als diese Zwei- und Drei-Einsamkeit!

Doch wir wollen nicht vorgreifen; zuerst muß ein Ich im Vollsinne geistiger Energetik da sein, soll es dem Du begegnen. Das Ideogramm[44] repräsentiert unsere Begriffe am trefflichsten: Die Zeichen für die alchemistischen Elemente Feuer (1) und Wasser (2)

(1) △ (2) ▽

stellen auch die Gegensatzpaare Warm und Kalt, Rot und Weiß, Seele und Leib, Sonne (Sol) und Mond (Luna), Mann und Weib dar, weiterhin die männliche und weibliche Hälfte der Psyche. Die Durchdringung

von △ und ▽, also ✡ = Chaos,

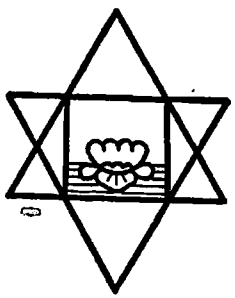
wird zentriert zum Kosmos ✡

In einem Körper mit der Gestalt des Hexagramms vermischen sich das Blut der Sonne und der Tau des Mondes; dabei wirken nach der Überzeugung der Alchemisten die Königliche Kunst und durch das kreisrunde Rad der Elemente die Natur zusammen, wann immer der Allerhöchste es in seiner Barmherzigkeit gewährt. Der Mensch ist als Mikrokosmos mit sich eins geworden. Nach kabbalistischer Vorstellung versinnbildlicht das Hexagramm

die mystische Vereinigung der männlichen mit der weiblichen Potenz,

mit

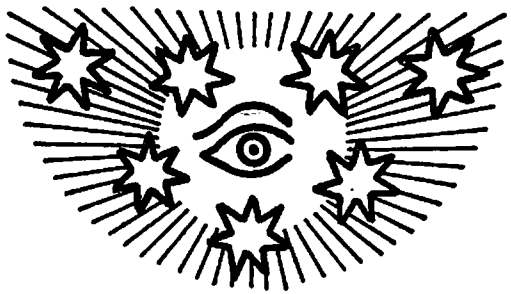
In der Bundeslade soll neben den Gesetzestafeln ein Bild gelegen haben, das einen Mann und ein Weib in inniger Umarmung zeigte.



Subtiler ist das Symbol Sri Aurobindos[45]; ihm verheißt der Stern die „innere Schöpfung"; inmitten des Hexagramms birgt er ein „Sinnbild der Vollkommenheit" (Quadrat) und des „inneren Sicherschließens" (Lotos). Bei den Alchemisten steht kein Zeichen für sich allein; jedes ist ein Signal für das Stadium des Großen Werkes. Wo das doppelte Dreieck dagegen isoliert

zum Stern erhöht wird, mag der kosmische Aspekt überbetont werden. Denn die Polarität fordert, daß Himmel und Erde sowie der Mensch als Zwischenwesen zusammen ins Blickfeld treten. Der Mensch in der Figur des Andreaskreuzes mit gespreizten Beinen, die Arme nach oben ausgestreckt, eine Gebärde, in welcher der Mensch dem Himmel wie der Erde offensteht und beidem in sich Raum gibt. In der Sprache Jungs heißt das, daß sich das bewußte Ich mit dem kollektiven und individuellen Unbewußten zum Selbst versöhnt. Diese psychologische Kombination verkürzt indessen das Geistige um die aufwärtsstrebende Vertikale. Wir sagen deshalb, daß das Selbst sich im Ander-Ich kröne. Bereits beim Ich-Erwachen verdoppelt sich das Ich polar, wie das Selbstzeugnis von Rudolf Delius[46] es charakterisiert: „Es war im Hochsommer, ich war etwa 12 Jahre alt, ich erwachte sehr früh ... Ich richtete mich auf, drehte mich um und sah kniend hinaus in das Laub der Bäume. In diesem Moment hatte ich das Ich-Erlebnis. – Es war, als löste sich alles von mir und ich würde plötzlich isoliert. Ein merkwürdig schwebendes Gefühl. Und zugleich die verwunderte Frage an mich selbst: Bist du der Rudi Delius? Bist du derselbe, den deine Freunde so nennen? Der in der Schule einen bestimmten Namen trägt und bestimmte Zensuren bekommt? – Bist du derselbe? Ein zweites Ich in mir stellte sich diesem anderen Ich (das hier ganz objektiv als Name wirkte) gegenüber. – Es war wie ein fast physisch wirkendes Losreißen von meiner Umgebung, mit der ich bisher in unbewußter Einheit gelebt hatte. Ich empfand mich plötzlich als Einzelnen, als herausgehoben. Und empfand diese Losreißung als etwas Seltsames, Merkwürdiges. Ich ahnte dunkel, daß da etwas für immer Bedeutsames in mir vorgegangen sei." – – – Frühes Erwachen – Licht der Frühe. Etwas für immer Bedeutsames: Ein zweites Ich in mir stellte sich diesem anderen ich gegenüber, und seither besteht ein Spannungs- und Wirkungsfeld zwischen den zwei Ich-Polen, eine geistige Energetik, ein Strahlungsfeld. Dynamik in die Höhe und hinab ins Tiefste,

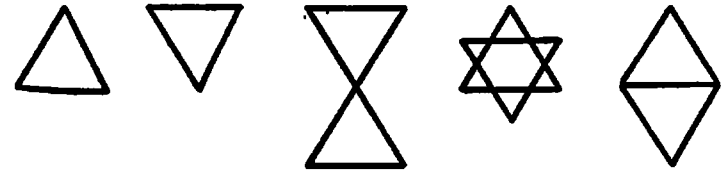
eine unendliche Bewußtseinserweiterung und zugleich eine Seelenburg, in deren allerinnerlichstem Gemach das Ganz-Andere dem Ander-Ich einwohnt, die unversiegliche Lichtquelle, das Licht mit seinem Strahlenkranz, den Sternen und das Auge, das sieht und die Welt signiert: Welterhellung, Erleuchtung der Geister, Aufklärung und Verklärung, alles in einem: Freude, Freude, Frieden!



Der Stern und das Auge waren die zentralen Lichtsymbole des Barocks, das eine für die Strahlung, das andere für die Aufnahme des Lichts. Das „Auge Gottes", das lichtstrahlende „Feuerauge des Zentrums" ziert als Titelsignet die Traktate Jakob Böhmes, der seinen Werken Meditationsbilder[47] als „Titelfiguren" vorausgestellt hat. Das menschliche Auge ist aus Kugeln mit konzentrischen Kreisen sehr harmonisch gestaltet, harmonisch auch in den Farben. Das Sehen erwidert den Dingen, die es zu sehen gibt. Das leibliche Auge des Menschen ist bereitet und bereit zum Empfang des natürlichen Lichtes von Sonne und Sternen. Diese sind das Gegenbild des Auges, so wie der kosmische Christus als Sol invictus, als Weltenherr dem Gläubigen Gegenbild des geistigen Auges ist. Jakob Böhme sah in die Dinge hinein; da wurden ihm ihre Strukturen offenbar. Er sah durch die Dinge hindurch –: da wurde ihm, dem Pansophen, die Welt transparent, so daß er in der Schöpfung den Schöpfer erkannte,

dessen Wesen und Willen, und in der göttlichen Naturgeschichte das Kommen des Heils. Das Licht ist der Ausglanz der Gottheit; darum leuchten im Strahlenkranz des göttlichen Auges die Sterne auf. In jeder Erscheinung erscheint etwas, was innerlich ist. Wie in diesem Äon das Geistige einverleibt, also körperlich ist, so ist die Materie Zeugnis des Geistes. Die Dinge und ihre Gestalten, die Sinne und der Sinn, das Erkennen des Erkannten durch den Erkennenden –: ein unlöslicher Urbezug. Viele Titelfiguren Böhmes werden vom Auge beherrscht; mehrmals formiert sich ein Augenkranz. Fast immer ist das Dreieck vertreten, strahlend als Zeichen der Trinität. Auf der Tafel der „Wiedergeburt" berühren sich die Spitzen der von oben und unten kommenden Dreiecke im Kreuzzentrum. In der „Titel-Figur des irdischen und himmlischen Mysterii" regiert ein großes Auge das Hexagramm; es findet sich auch sonst, da Böhme die alchemistische Auffassung von Natur und Seele in seine Pansophie eingeschmolzen hat.

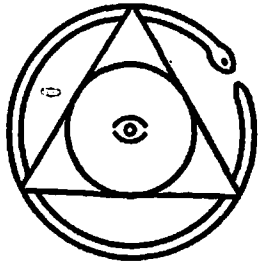
Bleiben wir zunächst beim Dreieck als geometrischer Grundform; wir wählen es gleichseitig. Zwei Dreiecke figurieren als Mann und Frau, Mensch und Gott. An diesen einfachen Konfigurationen läßt sich ihr Verhältnis ablesen:



Die Berührung der Spitzen ist ein erstes, punkthaftes Wahrnehmen, ein Kontakt. Beim Durchdringen erstrahlt ein Stern. Siegel der Versöhnung und der Liebe, die Lichtquelle ist. Danach ist und bleibt die Grundlinie gemeinsam. Meditieren wir über den Kreis, so sehen wir ihn zunächst blind und leer, dann (mit dem Mittelpunkt) als sehendes Auge. Elementare Kraft äußert sich jedoch erst in der senkrechten, männlichen und waagrechten,

ist das Dreieck, das vom Kreis umrundet wird, in sich aber den Augenkreis des Wissenden birgt.

Gottes Gedanken enthalten die Welt, die Welt enthält die Gedanken Gottes; im Menschen ist der Schnittpunkt beider. Ein abstrakter Vernunftschluß. Blut pulsiert durch das Schema, wenn wir unsere animalische Herkunft und Solidarität mit aller Kreatur durch ein Tiersymbol ausdrücken, den Uroboros, den Schwanzfresser. In Böhmes „Christosophia" zeigt die Titelfigur zum „Colloquium viatorum" (Gespräch der Pilger), wie eine Schlange das finstere All umringelt, in dessen Mitte das Auge Licht aussendet. Dem dunklen Aspekt der Uroboros-Symbolik, wo Leben sich von Leben nährt, entwindet sich die Ursprungsgeschichte des Bewußtseins (Erich Neumann), noch erdnahe, den Gegensatz enthaltende Urfrühe. Häutungen, Evolution durch viele Jahrmillionen. Im Dreieck erst manifestiert sich Geistiges, das bloß tierisches, irdisches Bewußtsein übersteigt, und das Auge darin ist das zentrale Geistorgan. Symbol der Erleuchtung, des höheren Bewußtseins.



10. Licht ist Liebe

Mit einem Mittelstück: Das Problem vor dem Abgrund

Wer sich in seinem Ich-Gehäuse behaglich eingerichtet hat, als wäre es eine gute Stube, wird psychagogischen Übungen abgeneigt sein, schon aus Furcht vor dem Neuen, Ungewohnten und jenem außer der Reihe, das auf Veränderung, auf Wandlung zielt. Vielleicht sieht er sich die Bilder und Zeichnungen an, die ihren Eigenwert besitzen, freilich erst, wenn man die „drei Schritte in die Kunst" (Kurt Kranz) getan hat: sehen ... verstehen ... lieben. Symbole wirken auch ohne Hermeneutik, doch eben im Unbewußten, und so bleibt der Banause ein Ignorant: der weisende Hermesstab ist für ihn eine tote Fremdsprache. Die Position des Kleinen Ichs ist wieder einmal abgesichert. – Der Suchende hingegen läßt sich von der Mächtigkeit der Bilder leiten; er dringt über das bloß literarhistorische Interesse zur Legende vor, die ihm Hieroglyphen entschlüsselt; eine Blume erblüht in ihm. In tiefster Versenkung hütet er die Schau – und zieht weiter. Von der Imagination zur Illumination. Vom Suchenden zum Lichtsucher. Vom „seelenwährenden Dunkel" inspiriert, hat „das lautlose Wirken des einsamen Ichs" schon längst mit der „Durchfahrt zu mehr als Indien" angefangen, und Walt Whitman wendet sich und ruft die „Seele" an: „Du wirkliches Ich, Und sieh! du meisterst sanft alle Sonnen, Du meisterst Zeit und lächelst ruhig dem Tode und füllst mit schwellender Fülle die Weiten des Raums." Köstliche Rhythmen, aber schwingen sie auch in Dir, in mir?

„Es gibt kein Vorbild für den, der sucht, was er nie gesehen hat", schreibt einer der Erzväter des Surrealismus, der Dichter Paul Eluard. Wer mit kaltem Herzen Verhältnisse ändert, kann sich an Rezepte halten, – aber zur Neugeburt führt der Umsturz

durch Tat-Händler so wenig wie jene kraftlose Philosophie, die keinerlei praktische Funktion ausübt, weil ihr Seinsgehalt mager ist. Wer sich nicht engagiert, vernimmt den Ruf nicht; allein die eigene Erfahrung führt in die Wahrheit des Seins. Das lehren alle Mystiker, das lehren die Zen-Meister, und Christian Morgenstern sagt es in Versen:

Die zur Wahrheit wandern,
wandern allein,
keiner kann dem andern
Wegbruder sein.

Ist diese Einsamkeit schon erkältend genug, es kommt noch härter: „Wer vom Ziel nicht weiß, kann den Weg nicht haben" (Morgenstern). Das Jägerwort „suchen" bedeutet „aufspüren"; es drückt also eine Bewegung aus – dem Ich wird kein Stillstand erlaubt –, aber nichts was blindlings geschähe, sondern etwas Verborgenes soll ausfindig gemacht werden: Spurensuche, dem Wild auf der Spur. Keine „romantische" Sehnsucht um der Sehnsucht willen, sondern ein ‚durch Suchen zu erlangen trachten' –: zielstrebig auf das Licht zugehend. Gewiß auf Um- und Irrwegen, aber doch ohne Nachlassen konzentrierter Energie, so wie der Dichter der „Galgenlieder" es vorgelebt hat.

Das Problem vor dem Abgrund

Springt man mit Meinungen, Philosophemen und wissenschaftlichen Theorien ein wenig selbstherrlich um – Montaigne war darin Meister –, so wird man erleichtert und belehrt: der Wissensstoff häuft sich bei aller Geringschätzung ganz nebenbei beträchtlich an, währenddem das Eingeständnis des Nichtwissens beweglich hält. Das Nichtwissen läßt sich näher umschreiben: worauf es ankäme, ist ein Geheimnis für uns. Der innerste Personkern ist ein Sendbote dieses Mysteriums und dessen Teilhaber, was dem Einzelnen eine unvergleichliche Würde verleiht.

Damit wir das Großmächtige als solches spüren, müssen wir als moderne Menschen, Intellektuelle oder nicht, uns vorab den unabdingbaren Ansprüchen der Rationalität stellen; die Erfahrungen, die unser Wachstum ausmachen, sammeln wir in den Laboratorien und Lagern der Wissenschaften, als auf staatliche Gesetze vereidigte Juristen, als Organisatoren, Techniker, Mediziner, Ideologen – mehrheitlich haben wir uns auf den Domänen des Verstandes verdingt, der Rest ist Privatsache. Auch die große heimliche Seinserfahrung.

„Gar vieler Dinge kundig müssen weisheitsliebende Männer sein", fordert der gestrenge Heraklit; doch reicht die Speicherung exakter Daten keinesfalls aus, denn „Vielwisserei lehrt nicht Vernunft haben", und was verstünde sie von der Logik des Herzens?! Nicht im Was, sondern im Wie des Wissens waltet der Logos. Wo dieses Walten in den Vielheiten erstickt, muß man die Bande des Sachverhalts zerreißen. Man muß seinem eingeschnürten Selbst den Auslauf gönnen, dann leuchtet im philosophischen Glauben das Ideal der inneren Freiheit auf. Ein Absprung – aber wer springt schon ins Unentdeckte mitten hinein? Der Philosoph gewiß nicht: er lugt hinaus, sei's von einem Felsenriff, sei's vom Leuchtturm aus, – – auf See fährt er nicht. Nicht der Philosoph, der Dichter taucht in den Wassern des Lebens unter. Bei geringer Ranghöhe klingt es dann wie eine Paraphrase zu Heraklits dunklen Sprüchen: „Höher als alles Vielwissen stelle ich" – Christian Morgenstern[48] – „die stete Selbstkontrolle, die absolute Skepsis gegen sich selbst. Nur im Fluß bleiben, nur nicht zur Spinne eines Gedankens werden. Niemand hat vielleicht so oft die Ansichten auf die Dinge gewechselt als ich, und niemand ist vielleicht trotz alledem selber so gleich geblieben. Je mehr Bewegung man in seinem Geiste auffaßt, je glücklicher ist man. Überall die Bewegung aufzeigen, das schafft das meiste Glück. Sich bewußt ausweiten. Von Gegensatz zu Gegensatz gehen. Vom Ersten bis zum Letzten und umgekehrt. Keinen und nichts vergessen, übersehen, gering achten." –

Mit Modifikationen klingen diese Aphorismen von Morgensterns „Stufen" heraklitisch, vermutlich durch Vermittlung Nietzsches, wenn auch nicht mit der Geste fordernder Unbedingtheit jener beiden sich-selber-Verkünder. Im Gegenteil: die Selbstkontrolle „nährt Friedlosigkeit in" ihm und „unaufhörlichen Zweifel"; er tadelt sich als „Starren, Stockenden" oder notiert: „Es gibt keine Seele, die nicht ihr Wattenmeer hätte, in dem zu Zeiten der Ebbe jedermann spazierengehen kann." Zunächst erscheint die Selbstvergessenheit als Ausweg:

DU bist zu eng in dich gebannt,
verliere dich, sieh ab von dir,
Stadt, werde Land!

Laß alles in dir untergehn,
was Burg- und Bürgersinn,
Wo Erd und All zusammengehn,
da schaue hin.

Indessen, die horizontale Ausweitung führt zu nichts, und Morgenstern bemerkt: „Schauerlich, zu denken, daß alles nur ‚in der Flucht' ist". Und ein andermal kraftvoll: „Nur in Versuchungen immer wieder fallend, erheben wir uns." Nun schwört der Dichter dem Sich-ergießen ab: „Ich hatte mich in ‚Gott' verloren. Aber Gott will nicht, daß wir uns in ihm verlieren, sondern daß wir uns in ihm *finden*, aber

das heißt, daß wir Christus in uns und damit in ihm finden . . ." Er weist die Freuden zurück, die mit dem verstrickt sind, was er „als niedres Ich" in sich empfindet und bittet: „Sprich du zu mir, mein höher Du! Ich will mich ganz in dich verhören." Aus dem Schweifenden ist ein Lauschender geworden, der sich zuruft: „Beobachte doch, wie alles Menschliche sich fortwährend selbst korrigiert. Wie sich ein ganz bestimmter – und nicht nur beliebiger oder „notwendiger" – Sinn des Lebens entwickelt, vielfach

verschleiert, aber immer wieder hervorbrechend, sich immer reiner klärend und persönlicher enthüllend". Morgenstern weiß jetzt um seine individuelle Wahrheit: „Ich möchte nicht leben, wenn Ich nicht lebte."

‚TROSTLOS?' Das Wort ist mir entschwunden,
seitdem ich Mich in mir gefunden.

Der Halt ist da, und auch das Ziel, auf das er zusteuert: „Jeder von uns hat etwas Unbehauenes, Unerlöstes in sich, daran unaufhörlich zu arbeiten seine heimlichste Lebensaufgabe bleibt. – Übung ist alles, und insofern ist Genie Charakter." Doch wird das wertende Wollen nichts bewirken, versagt das Tiefen-ich den Beistand; dieses ist das Waltende, das vollbringt. Der Dichter aber blickt nach oben:

DU Weisheit meines höhern Ich,
die über mir den Fittich spreitet
und mich vom Anfang her geleitet,
wie es am besten war für mich, –

Wenn Unmut oft mich anfocht: nun –
es war der Unmut eines Knaben!
Des Mannes reife Blicke haben
die Kraft, voll Dank auf Dir zu ruhn.

Ja, und dennoch nein! Denn das Überich reguliert eine ihm abgekehrte Innerlichkeit als Fremdherrscher; das „niedere Ich" überläßt sich unmündig der Außensteuerung durch den Seeleningenieur – und reibt sich wund an seinem Ungenügen. „Ich verbrenne an meinem eigenen Maßstab", klagt sich Morgenstern an:

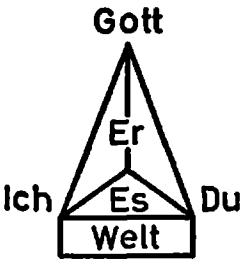
Ich werde an mir selbst zugrunde gehen.
Ich, das sind zwei, ein Möchtesein und Bin –
und jenes wird zum Schluße dies erwürgen . . .

Das ideale, höhere, das Überich ist nicht das wahre; es ist eine Erfindung des Sollens oder gar Mehr-sein-wollens, nicht die Kundgabe echten Inneseins. Morgenstern hatte sich, von der Idealität verführt, vorzeitig im Selbstwerden fixiert. Die gewillkürte Überspannung löste sich durch die erneute Wendung nach außen, die keine bloße Absichtserklärung mehr ist, sondern das Außen mit dem Innen und dem Äußeren der Heimholung verschränkt. Morgenstern notiert in sein Tagebuch: „Das Ich ist die Spitze eines Kegels, dessen Boden das All ist." Dieses Merkwort zeitigt eine franziskanische Blüte in dem Vers: „Meine Liebe ist groß wie die weite Welt und nichts ist außer ihr." In einer „Autobiographischen Notiz" aus dem Jahre 1913 schildert Morgenstern sein Erlebnis: „Inzwischen war dem Fünfunddreißigjährigen Entscheidendes geworden. Natur und Mensch hatten sich ihm endgültig vergeistigt. Und als er eines Abends wieder einmal das *Evangelium nach Johannes* aufschlug, glaubte er es zum ersten Male wirklich zu verstehen . . . Er war doppelt geworden und in der wunderlichen Verfassung, sich, sozusagen, groß oder klein schreiben zu können. Er konnte in einem Kaffeehause sitzen und fühlen: So von seinem Marmortischchen aus, seine Tasse vor sich, zu betrachten, die da kommen und gehen, sich setzen und sich unterhalten, und durch das mächtige Fenster die draußen hin und her treiben zu sehen wie Fischgewimmel hinter der Glaswand eines großen Behälters, – und dann und wann der Vorstellung sich hinzugeben: Das bist Du! – Und sie alle zu sehen, wie sie nicht wissen, wer sie sind, wer da, als sie, mit SICH selber redet, und wer sie aus meinen Augen als SICH erkennt und aus ihren nur als sie!" („Stufen").

Ein großer Wurf, zu groß vielleicht. Die bei einem Sprachmeister wie Morgenstern erstaunlich unbeholfene, stammelnde Ausdrucksweise legt mit ihren Verschlingungen die Vermutung nahe, der Dichter habe sich übernommen. Dem Identitätserlebnis mangelt es an der Einfachheit, an Mitte und Maß. Endlich wird dem Hochstrebenden klar:

ICH bin ein Mensch und schlag mich selbst ans Kreuz.
Ich Mensch, den Gott in mir, der ich *nicht* bin.

Jetzt schleudert ihn die Spirale ganz hoch: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt, den – züchtet er. Und so ward er die Welt, Sich Selbst zur – Zucht." Das ist wohl der kühnste Ausgriff Morgensterns, aber er hat nun seinen Standort gefunden und dichtet, schüchtern fast, im Wissenschaftler-Duktus:



Es gilt fast mehr als dich und mich allein,
es gilt hier fast etwas wie ein Problem,
das da ist und in uns der Lösung harrt.

Zu deuten ist das Keinem. Wie im Wein
schreib ich das hin. Denn: ein Problem?
von wem?
für wen? . . . O Gottesabgrund, der
hier starrt . . .

Hier ist das Unvereinbare verkoppelt, scheinbar, denn der Vulkan bricht unerwartet aus. Die Probleme sind vom Tisch gefegt, im Nu. Die reine Stätte ist dem Du bereitet:

DIE letzte Ruh, nach welcher Weise streben,
und welche wunschlos sein soll, diese Ruh,
sie, dünkt mich, winkt dem Ich allein im Du,
das fort und fort des Iches Tod und Leben.

Das klingt noch ein wenig zaghaft, von Stürmen ermattet, ruhebedürftig, nicht wie im Durchbruch. Im Gebet aber reißt es den Dichter hoch, nicht zu seinem Triumphe, wahrlich nicht, – zur Verherrlichung des Weltherren!

GEWALTIGER, der Du aus Geisteshöhn
auf Deinen armen Sohn der Erde schaust: –
Ich sah!
Und kann nun fürder nimmer leben mehr,
wie ich bisher gelebt.

Erhabenster,
hilf mir auf meinem neuen Lebensweg,
von dem ich nur erst dieses Eine weiß:
Sein ganzer Sinn muß Hülf' und Opfer sein.

Ich sah,
die Augen wurden aufgetan,
die lange erst im Halbschlaf rings geirrt . . .

*

Morgenstern war bis zu seinem Ende ein Liebender, ein Gottsucher geblieben, unaufhörlich im Zunehmen des Pfundes, mit dem er als guter Haushalter gewuchert hat. Wann sah Morgenstern? Nun, als ihm mit überwältigender, strahlender Helligkeit aufgegangen war, daß das wahre Licht Liebe ist. So hat sich an dem Dichter das Leitwort jenes japanischen Meisters[49] bewahrheitet, der gesagt hat: „Eine Zypresse vermehrt ihre Ringe auch noch als ganz alter Baum. Ja, bis zum Augenblick des Todes soll man wachsen." Daran ist nichts Unerfüllbares; jeder von uns kann sich die Regel zumindest vornehmen. Auch wenn er kein Dichter wie Morgenstern ist. Ein junges Mädchen im biedermeierlichen Berlin, Rosalie Scheidemantel, schrieb am 28. Januar 1834 an ihren Bräutigam, den „Jungdeutschen" Karl

Gutzkow: „Lieber Karl, warum schreibst Du denn nicht? Ich bin so betrübt darüber, daß ich mürrisch und unfreundlich gegen alle Welt war, gestern hatt ich ganz bestimmt auf einen Brief gerechnet und weil nun doch keiner kam, so hab ich Dich auf alle mögliche Weise bei meinem Herzen zu entschuldigen gesucht, weil mein andres Ich, was nicht mein Herz ist, Dich gegen dasselbe anklagte . . ." Da haben wir das dramatische Selbstgespräch des Ichs mit seinem innerlichen Du, dem Licht und Liebe entspringen, – und wir haben's aus dem Munde einer sechzehnjährigen Brünette, einer liebenden Braut.

Mit der Definition des Lichtes als Liebe haben wir das Kriterium gewonnen, an dem sich die Geister scheiden. Wer als Liebender im Lichte steht, weiß sich in Demut beschenkt: er ist vor allem Geliebter und weiß nicht, wie ihm geschieht. Auflichtung, Erhellung, Erleuchtung sind nicht sein eigenes Werk; sie sind ihm ohne vorgefaßte Absicht, frei von jeglichem Zielwillen in reiner Spontaneität zuteil geworden. Kein Wünschen oder gar unablässiges Bemühen hat ihm eine Lichterscheinung suggeriert; Magie, Ekstase, Ichferne haben keinen Bestand vor dem klaren Wachbewußtsein, das „aus der Wahrheit in die Überwachheit" gehoben wird[50]. Die Evidenz, eine überklare Gewißheit, ist durch nichts anfechtbar; alles ist sonnenklar wie die Stille am Hochmittag. Die Versuchungen Luzifers, des gleisnerischen Lügners, der sich fälschlicherweise als Lichtbringer verherrlichen läßt, werden von der Liebeskraft des Letztwirklichen zerstrahlt, ehe sie mit großspurigen Betrügereien zu blenden vermögen. Das kalte, unfruchtbare Irrlicht des Blenders – ein gewaltiger Strahl in der Hoffart Höriger – verflackert diffus vor treusorgender Gatten- und Elternliebe; und wie fern, sehr fern ist das Blendwerk der unnachahmlichen Zartheit, mit der sich Erstlinge anblicken. Es ist ganz still in uns, die wir wie mit Kinderaugen den Aufgang Auroras bestaunen –: wie fröhlich ist die Morgenröte, vor der sich unser Schweigen zu frohgemuter Entdeckung bereitet, lobsingend wie Walt Whitman in diesem Preisgesang:

O Höchster du,
Namenlos, Leben und Atem,
Licht des Lichts, der du Welträume ausstreust
und ihre Mitte bist
Und mächtigere Mitte noch von Wahrheit, Güte und Liebe,
Du Quelle von Reinheit und Geist – du
unerschöpfliche Quelle der Liebeskraft, –
Du Herzschlag, der Sterne, Sonne, Systeme bewegt,
Die sicher, in Ordnung und Einklang, kreisen
Durch die gestaltlosen Weiten des Raums – – –

*

O Höchster du,
Licht des Lichtes! . . .

Anmerkungen

[1] Das Gemälde van Goghs, das er im Juni 1889 zu Saint-Rémy gemalt hat, ist unter wechselndem Titel „Die Sternennacht", „Gestirnte Nacht", „Zypresse unter nächtlichem Himmel" in der Mehrzahl der van Gogh-Bildbände reproduziert. Das Original hängt im Museum of Modern Art, New York, Sammlung Lillie P. Bliss; eine Rohrfederzeichnung besitzt die Kunsthalle Bremen. – In einem Brief van Goghs an seinen Bruder Theo vom 19. 6. 1889 wird vom „Sternenhimmel" gesprochen; siehe Vincent van Gogh, Sämtliche Briefe, übersetzt von Eva Schumann, hgg. von Fritz Erpel, Berlin 1965, Ausgabe Zürich (Kindler-Verlag) o. J., Tafel 215 nach S. 272, S. 290 ff.

[2] Seurats Zeichen sind entnommen dem Buch von John Rewald, Von van Gogh bis Gauguin, Die Geschichte des Nachimpressionismus, 2. deutsche Ausgabe Köln 1967, S. 87. – In diesem Band van Goghs Rohrfederzeichnung S. 217, Tafel des Gemäldes nach S. 304, dazu S. 216, 223 f.

[3] Gerhard Gollwitzer, Die Menschengestalt, Anregungen zu einer anschaulichen Anthropologie, Stuttgart 1967, S. 14–20, 42. – Punkt, Senkrechte und Waagrechte, Kurve und Kreis, Rechteck, Quadrat und Dreieck sowie weitere „Urformen", die „als Parallelerscheinungen in der Natur und im kulturell-menschlichen Schaffen vorkommen", zeigt der Fotograf Paul Guggenbühl in dem Bildband „Begegnung mit der Form", Dietikon – Zürich/Passau 1966.

[4] Wassily Kandinsky, Essays über Kunst und Künstler, hgg. von Max Bill, Stuttgart 1955, S. 102, 104 f.

[5] Bernhard Wittlich, Symbole und Zeichen, Bonn 1965, S. 143 ff., bes. aber Richard Wilhelm, Erläuterung zum „I Ging, das Buch der Wandlungen", Diederichs Taschenausgabe 6, Düsseldorf/Köln 1960, S. 15 f. Vgl. ferner Jolan Jacobi, Die Psychologie von C. G. Jung, 2. Aufl. Zürich 1944, S. 39 f. – John Blofeld, Der Weg zur Macht, Praktischer Führer zur tantrischen Mystik Tibets. Aus dem Engl. von U. v. Mangoldt, Weilheim/Obb. 1970, S. 100–102.

[6] Symbole und Zeichen, S. 56–61. Vgl. Rudolf Bernoulli, Zur Symbolik geometrischer Figuren und Zahlen, Eranos-Jahrbuch 1934, II, Zürich 1935, S. 369–415, hier 376 ff., 389.

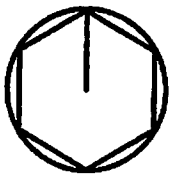
[7] So Karl Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen, 4. Aufl. Berlin/Göttingen/Heidelberg 1954, S. 296–299. Die Einzelheiten stimmen weitgehend, die geistige Gestalt Montaignes ist gleichwohl verzeichnet, was deshalb erstaunlich ist, weil Jaspers selbst dem Typus und den Intentionen des „Skeptikers" so fern gar nicht steht.

[8] Hugo Friedrich, Montaigne, 2. Aufl. Bern und München 1967, S. 9.

[9] Aufbau der Person, 9. Aufl. München 1964, S. 342 f.

[10] Rudolf Bernoulli, Eranos 1934, S. 397—415. Siehe auch Kurt Seligmann, Das Weltreich der Magie, New York 1948, deutsch Stuttgart 1958, S. 319—342.

[11] Das Hexagramm ist viel älter als die Synagogen und das Judentum. Als Sechsstern ist es ein Sonnensymbol, eine „grafische Weiterentwicklung des Sonnenrades". So Rudolf Engler, Die Sonne als Symbol, Der Schlüssel zu den Mysterien, Küsnacht-Zürich 1962, S. 110–112. Als „Zentralsymbol für das All-Eine", als Sonnenrad entbehrt das Hexagramm allerdings die Polarität, und das ist doch beim „Davidstern", dem Sechseck, die Hauptsache!



Wie das Sechseck aus dem Kreis herauswächst, hat Bernoulli, Eranos 1934, S. 384 f. und 390 f., als „natürliche Teilung des Kreises" vorgeführt. Wenn der Radius auf dem Kreisumfang, der Peripherie, abgetragen wird, beschreibt er ein regelmäßiges Sechseck. Die Gestalt ist von jener des Hexagramms völlig verschieden!

[12] Siehe Ursula von Mangoldt, Das Menschenbild, Stufen der menschlichen Entwicklung, München-Planegg 1956, S. 28 ff. – Vgl. auch Georgi Borisowski, Form und Uniform, Die Gestaltung der technischen Umwelt in sowjetischer Sicht, Stuttgart 1967, S. 70 f., wo es heißt: „Die Antike und die in ihr wurzelnde Renaissance stellten den Menschen in den Mittelpunkt ihres Denkens. Die Maße des menschlichen Körpers interessierten, wie diese Proportionsstudie von Leonardo da Vinci zeigt, als ästhetische Kategorie, und Menschenmaß war oft genug der Inhalt ethischer Lehren. Wenn die moderne Technik menschlich sein soll, ist die Besinnung darauf nötig, daß der Mensch und nicht die Technik bestimmt."

[13] Übertragungen von Hans Reisiger in dessen Auswahlband „Walt Whitmans Werk", Hamburg 1956, S. 83, 119, 103, 7.

[14] Im Anschluß an H. Jacobsohn, Zeitlose Dokumente der Seele, Studien aus dem C. G. Jung-Institut Zürich III, 1952, S. 1–48. Vgl. auch den Art. Ägypten, II. Religionsgeschichtlich, von H. Jacobsohn in Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 1. Band, Tübingen 1957, Sp. 113 ff.

[15] Insoweit folge ich dem kritisch-exegetischen Kommentar von Rudolf Bultmann, Unveränderter Nachdruck der 10. Aufl. Göttingen 1964, S. 94 ff., 99 Anm. – Vgl. auch Wittlich, S. 81 ff.

[16] So die Pietisten. Feller: „In der Bibelarbeit Speners über die Wiedergeburt schlägt das Herz des Pietismus" (Philipp Jakob Spener, Der neue Mensch, hgg. von Hans Georg Feller, Stuttgart 1966, S. 16).

[17] An die Taufe ist die Wiedergeburt durch die kirchliche Redaktion des Textes gebunden worden, notiert Bultmann S. 98, Anm. 2. Doch hat sich Jesus taufen lassen! Nach Hugo Rahner „ist die Taufe das Grundmysterium des Christentums, die eigentliche Initiation in die Teilnahme am göttlichen Leben des gestorbenen und auferstandenen Christus"; vgl. Eranos 1944, XI, S. 428; Griechische Mythen in christlicher Deutung, 3. Aufl. Zürich 1966, S. 74 ff.

[18] Zur Entstehung von Kokoschkas Forel-Bildnis in der Zeitschrift „Mannheim heute", 1. Jahrgang 1949, Heft 3, verfaßt „zur Ergänzung und teilweisen Richtigstellung" von Leopold Zahns Kokoschka-Aufsatz im „Kunstwerk", 1948, Baden-Baden, Heft 1/2. Ein gekürzter Abdruck von Grubers Bericht findet sich in: Oskar Kokoschka, Ein Lebensbild in zeitgenössischen Dokumenten, München 1956, S. 17 ff., S. 66. – Dazu „Oskar Kokoschka – Mein Leben", München 1971, S. 72 und 97 f., und die Rezension von Wilhelm Eisenbarth im „Mannheimer Morgen" vom 17. 8. 71, Nr. 187, S. 18. – Zur Person und Biographie Forels vgl. Annemarie Wettley, August Forel, Ein Arztleben im Zwiespalt seiner Zeit, Salzburg 1953.

[19] Interview mit J. P. Hodin, Neue Zürcher Zeitung Nr. 653 vom 6. 4. 47.

[20] Vgl. Heinrich Zimmer, Kunstform und Yoga im indischen Kultbild, Berlin 1926, S. 54 ff., 94 ff. – Mircea Eliade, Yoga, Unsterblichkeit und Freiheit, aus dem Franz. v. Inge Köck, Zürich/Stuttgart 1960, S. 228–237, 253, 421 f. (Tantrisches Initiationsritual). – Lama Anagarika Govinda, Grundlagen tibetanischer Mystik, Zürich 1957,

S. 110, 127, 129, 137, 213, 218, 241, 246, 274 f. – Blofeld, S. 81, 94–124, 168–172, 272.
Hans-Hasso von Veltheim-Ostrau, Götter und Menschen zwischen Indien und China, Tagebücher aus Asien III, Hamburg 1958, S. 68 ff. – Wittlich, S. 138–142. – Lama Anagarika Govinda, Mandala, Meditationsgedichte und Betrachtungen, 2. Aufl. Zürich 1961, S. 13–32. – Alfons Rosenberg, Die christliche Bildmeditation, München-Planegg 1955, S. 173–182, 246–256.
Ausführlich und wiederholt hat sich C. G. Jung mit dem Mandala beschäftigt, so in: Das Geheimnis der Goldenen Blüte, Zürich/Stuttgart 1929 ff., S. 19 ff., 55 ff., – Über Mandalasymbolik, in: Gestaltungen des Unbewußten, 1950; Psychologie und Alchemie, 1944 ff., S. 139–307, 694. – Mysterium Coniunctionis II, 1956, S. 388. – Zum Gegensatzproblem und zum „vereinigenden Symbol als dynamischer Gesetzmäßigkeit": Psychologische Typen, 10. Aufl. Zürich/Stuttgart 1960/1962, S. 207–236. – Sekundärliteratur: Jacobi, S. 228–248. – Der Mensch und seine Symbole, von C. G. Jung u. a., Olten/Freiburg i. Br. 1964/68, S. 213 f. (M.-L. von Franz), S. 240–249 (A. Jaffé).

[21] Wittlich, S. 72–75. – Siehe die Begriffe der Quaternität, Vier, Vierzahl in den Sachregistern von Psychologie und Alchemie, S. 699 f., 707; Mysterium Coniunctionis II, S. 400; Der Mensch und seine Symbole, S. 318. Das Runde ist nach Jaffé (Mensch und Symbole, S. 249) ein „Symbol der Seele. Das Viereck, insbesondere das Quadrat weist auf das Erdhafte, auf Materie, Körper und Verwirklichung hin." Im Jahre 1927 hielt Jung in der Darmstädter „Schule der Weisheit" einen Vortrag über die „Erdbedingtheit der Psyche". Die Quaternität wäre die Signatur dessen, aber sie erfährt eine beträchtliche Aufwertung. In „Psychologie und Alchemie", S. 301 f., schreibt Jung selbst unter „den besonderen Eigenschaften der Mitte" sei ihm das „Phänomen der Vierheit" aufgefallen; nicht selten komme eine „Konkurrenz von Drei und Vier" vor. Jacobi (Anm. S. 92 f.): „Neben die Dreizahl, welche ... als ein Symbol des ‚reinen abstrakten Geistes' angesehen wurde, setzt Jung die Vierzahl als einen für die Psyche höchst bedeutsamen Archetypus. Mit diesem vierten Glied erhält der ‚reine Geist' seine ‚Körperlichkeit' und damit eine der physischen Schöpfung adäquate Erscheinungsform. ... Die komplexe Psychologie C. G. Jungs hat den Archetypus der Vier zum zentralen Strukturbegriff ihrer Lehre erkoren".
Was die Psychotherapie erzielt, ist die Basis geistiger Gestaltung; der Aufstieg fängt von dieser Ebene aus an. Das Konstruieren von Mandalas ist ein initiatisches Ritual, ein Instrument der Selbstfindung, nicht deren Vollendung. Im Innersten des Shri Yantras steht ein Dreieck; das Viereck ist nur die Ein- oder Umfassung, Mauer und Tor zur Außenwelt. Das Sehnenquadrat des Quaternitäts-Symbols aber ist auf eine Spitze gestellt: ein doppeltes Dreieck, nur scheinbar ein Viereck, schon durch seine Labilität zur Bewegung bestimmt ins Beginnen.

[22] Symbolon, Jahrbuch für Symbolforschung 4, hgg. von Julius Schwabe, Basel/Stuttgart 1964, S. 80.

[23] Arnold und Wilhelmine Keyserling, Das Rosenkreuz, Innsbruck 1956, S. 11—14, Dreieck S. 173, Viereck S. 174.

[24] Julius Schwabe, Archetyp und Tierkreis, Basel 1951, S. LIV, 155, 347. Erwähnt von Veltheim-Ostrau, Götter, S. 70, und Wittlich, S. 139.

[25] Georg Baller, Geheimnisse der Renaissance, Hamburg o. J., S. 22.

[26] Bernoulli, Eranos 1934, S. 383 ff., 389; Wittlich, S. 26 (Kreuz im Tierkreis).

[27] Abbildung auf dem Umschlag von Heft 7/8 der Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft „Das Münster", Juli/August 1963. Dazu von Ludwig Voelkl, Zusammenhänge zwischen der antiken und der frühchristlichen Symbolwelt, S. 233–282.

[28] Karl Kerényi, Mysterien der Kabiren, Eranos 1944, XI, Zürich 1945, S. 22.

[29] Entnommen aus Jan K. Lagutt, Der Grundstein der Freimaurerei, Erkenntnis und Verkennung, Reihe Lehre und Symbol, 9. Band, 2. Aufl. Zürich 1963, S. 27.

[30] Zitiert nach Ernesto Buonaiuti, Symbole und Riten, Eranos 1934, II, Zürich 1935, S. 331.

[31] Die Entwicklung Montaignes wird weniger von Friedrich, als von Francis Jeanson herausgearbeitet: Michel de Montaigne in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, übersetzt von Paul Mayer, rowohlts monographien 21, hgg. von Kurt Kusenberg, Reinbek 1958.

[32] Vgl. Hans Jürgen Baden, Literatur und Bekehrung, Stuttgart 1968. Neben der religiösen Bekehrung und deren Grenzen wird die ideologische behandelt, beides nach Zeugnissen namhafter Schriftsteller.

[33] C. G. Jung, Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten, spricht im Eranos 1934, II, Zürich 1935, S. 188, vom „schlimmen Schicksal des Angelus Silesius, der vor seiner eigenen Vision bis in den Schoß der katholischen Kirche hinein auswich und diese Schuld mit einer schweren Neurose begleichen mußte". – Vgl. auch Walter Nigg, Heimliche Weisheit, Mystisches Leben in der evangelischen Christenheit, Zürich und Stuttgart 1959, S. 211–236. Näheres bei Hans Ludwig Held, Angelus Silesius, Sämtliche poetische Werke in drei Bänden, hier Band 1: A. S., Die Geschichte seines Lebens und seiner Werke, Urkunden, S. 32–53, 125–142, 233 ff. Zitiert seien wenige Urteilssätze Helds (S. 50 f): „Hart an der Grenze eines gefährlichen Wahn-Glaubens irrend, predigt er die Verpflichtung zu jeder Art von Gewalt gegen die ihrer Bekehrung widerstrebenden Ketzer. Der Verstand des ehedem so verehrungswürdigen Mystikers zuckt in seltsamen Verrenkungen auf der Folterbank einer alles beweisen wollenden Logistik ... Unheimliche Schatten der kaum gebrochenen Inquisition, finstere Rauchschwaden kaum gelöschter Hexenbrände blenden sein ehemals klares Auge. Blutrausch tobt in seinen springenden Adern."

[34] Eranos 1934, S. 369 ff., 406 f., Tafel nach S. 408. Dazu Seligmann, S. 319–342.

[35] Vgl. Alfons Rosenberg, Die Zauberflöte, Geschichte und Deutung von Mozarts Oper, München 1964. Das Thema der „Zauberflöte" ist das unsere.

[36] Zur Begriffsbestimmung vgl. den Aufsatz von Julius Evola, Über das Initiatische, in der Zeitschrift „Antaios", Band VI/2, Juli 1964, S. 184 ff., und zum Inhaltlichen das einschlägige Kapitel in Überweltliches Leben in der Welt. Der Sinn der Mündigkeit von Karlfried Graf Dürckheim, Weilheim/Obb. 1968, S. 69 ff. – Die Initiation in die eleusinischen Mysterien schildert Karl Kerényi in seinem Eleusis-Buch, Zürich 1962. Siehe auch Stichwörter in den Werken I, 416; II, 327. – Vgl. auch die Stichwörter Initiation, Einweihung im Eranos-Index I–XXV und XXVI–XXX von Magda Kerényi, Zürich 1961/65, Bd. I, S. 78, 128; Bd. II, S. 42.

[37] Näheres bei C. G. Jung und K. Kerényi, Einführung in das Wesen der Mythologie – Das göttliche Kind / Das göttliche Mädchen, 4. revidierte Aufl. Zürich 1951.

[38] Novalis Schriften, Die Werke Friedrich von Hardenbergs, 1. Band, hgg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel (Mitarbeiter: Heinz Ritter und Gerhard Schulz), Stuttgart 1960, Einleitungen zum „Ofterdingen", S. 54–66, 183–192, Anmerkungen S. 603–616. Beachtlich auch der Essay „Der Weg nach innen bei Novalis" von Otto Friedrich Bollnow in der Sammlung Unruhe und Geborgenheit im Weltbild neuerer Dichter, Stuttgart 1953, S. 178–200.

[39] Hardenberg hat ein „Chymisches Heft" geführt und alchemistische Literatur sowie die „Chymische Hochzeit anno 1459" des „Chr. Rosenkreutz", Straßburg 1616, nachweisbar von der Bibliothek der Freiberger Bergakademie entliehen; vgl. Novalis, Schriften, 1. Band, S. 593; 2. Band S. 404 f.

[40] Zum „kritisierenden Mystizismus" Hardenbergs und seiner Methode der „Mystification" sowie den „mystischen Fragmenten" vgl. Schriften, 2. Band, S. 101, 404 f., 407–409. Auch der Begriff des „magischen Idealismus" wäre zu berücksichtigen. Dargestellt hat die „evangelische Mystik" des Novalis unter dem Titel „Die Wunderwelt ist aufgetan" Walter Nigg in Heimliche Weisheit, S. 417–446.

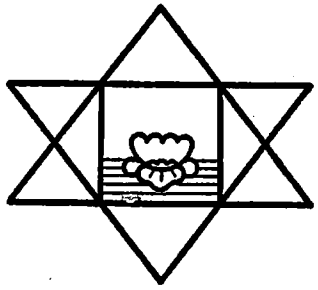
[41] Mittler von Plotin zu Eckehart war der sog. Dionysios Areopagita, der im Kapitel II der „Mystischen Theologie" das „Wegräumen der Hindernisse" mit der Arbeit des Bildhauers am Marmor vergleicht.

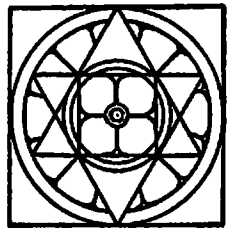
[42] Vgl. Silberer, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik, Wien 1914/Darmstadt 1961, S. 98, 114 f., 131, 135, 140, 237 f., 244. – Die Formel „Suchen, bitten, anklopfen" begegnet laut Will-Erich Peuckert (Pansophie, 2. Aufl. Berlin 1956, S. 484) zuerst bei Paracelsus und danach des öfteren. – Eine anderweitige, sehr sinnreiche Auslegung der Feuer-, Wasser- und Luftprobe und sonstige Methoden der Initiation kann man studieren bei Rudolf Steiner, Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten? (Ausgabe 1918), jedoch führen Steiners Linien weit über die unseren hinaus, so als gäbe es kein Geheimnis mehr. – Die Psychologie der Initiationsreisen hat C. G. Jung abgehandelt in dem Vortrag über die Archetypen des kollektiven Unbewußten, Eranos 1934, II, S. 179 ff.

[43] Nach Julius Evola („Antaios" VI, 194) gelten die „häufig strengen Normen moralischen Charakters" für den Initianden „nur bedingungsweise, insofern ihre Befolgung im Individuum bestimmte für die initiatische Verwandlung günstige Anlagen schafft. Der klassische Ausdruck einer solchen instrumentalen Auffassung der Moralvorschriften ist im bekannten buddhistischen Gleichnis vom Floß gegeben: sila, der Inbegriff der sittlichen Vorschriften, ist einem Floß zu vergleichen, gebaut und benutzt, um einen Strom zu überqueren. Wenn jedoch das Floß seinen Zweck erfüllt hat, dann ist es unsinnig, es weiterhin mit sich fortzuschleppen."

[44] Herbert Silberer, S. 120, 124, 105, 118 f., 125 f. Vgl. auch Bernoulli, Eranos 1934, S. 391 f.

[45] Entnommen der Textfolge „Integraler Yoga", Karlsruhe 1966, S. 2 (Schriftleiter: Heinz Kappes). Die Erläuterung: Sri Aurobindo in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, dargestellt von Otto Wolf, rowohlts monographien 121, Reinbek 1967, S. 115. Dort findet sich das Symbol in sehr breiter Ausführung; ebenso auf dem Schutzumschlag von Satprems Sri Aurobindo-Buch, Weilheim/Obb. 1970 (links). Der Sri Aurobindo-Verlag, Zollikon bei Zürich, benutzt das nachstehende Verlagszeichen (rechts vom Betrachter):





[46] Schöpfertum, Jena 1918, S. 13 f.

[47] Erläutert von Alfons Rosenberg, Bildmeditation S. 227–238 und 246—256. Vgl. auch Romano Guardini, Die Sinne und die religiöse Erkenntnis, 2. Aufl. Würzburg 1958. Die Titelfiguren Böhmes sind reproduziert in Jacob Böhme, Sämtliche Schriften, Neudruck der Ausgabe 1730, hgg. von Will-Erich Peuckert, Stuttgart ab 1955; die Tafeln nach den Kupferstichen der Ausgabe von 1682 (zahlreich in Band 4). Das Titelsignet bei Rosenberg, Einband, Schutzumschlag und S. 248.
Zu den geometrischen Grundformen: Guggenbühl, S. 50, 60.
Zu den alchemistischen Zeichen: Silberer, S. 120, 124, 105. Vgl. auch Emil Ernst Ploss, Heinz Roosen-Runge, Heinrich Schipperges, Herwig Buntz: Alchimia, Ideologie und Technologie, München 1970. — Vgl. ferner Hans Biedermann, Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert, Graz 1968 (Zahlreiche Artikel zur Alchemie).
Zur Schlange: Julius Schwab, S. 217–293. – Hans Leisegang, Das Mysterium der Schlange, Ein Beitrag zur Erforschung des griechischen Mysterienkultes und seines Fortlebens in der christlichen Welt, Eranos 1939, VII, Zürich 1940, S. 151–250. – Karl Scherf, Vom Schlangensymbol, in: Hauszeitschrift Die BASF 15 (1965), S. 170–178.
Zum Uroboros: Biedermann, S. 274. – Silberer, S. 83 ff., 99 f., 175 ff. – Erich Neumann, Ursprungsgeschichte des Bewußtseins, Vorwort von C. G. Jung 1949, Kindler Taschenbücher München o. J.
Zum Symbol aus Kreis und Dreieck: Wittlich, S. 147–150.
Beim Dom zu Maria Saal ist dem Andreas Hofer von Kärnten, Johann Baptist Türk, ein Grabdenkmal errichtet, das im Uroboros mit Dreieck und Auge gipfelt. (In Kärnten sind barocke Symbole häufiger anzutreffen.)

[48] Zitate aus Christian Morgenstern, Gesammelte Werke in einem Band, hgg. von Margareta Morgenstern, München 1965. – Michael Bauer, Christian Morgensterns Leben und Werk, vollendet von Margareta Morgenstern unter Mitarbeit von Rudolf Meyer, 5. Aufl. München 1954. – Meine Anordnung ist nicht chronologisch, sondern konstruktiv.

[49] Okada Torajiro (er wirkte in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts). Zitiert in der Übersetzung von Fumio Hashimoto aus „Hara, Die Erdmitte des Menschen" von Karlfried Graf Dürckheim, 3. Aufl. Weilheim/Obb. 1967, S. 204.

[50] Jean Gebser, Vermutungen über das unerschaffene Licht, in: Transzendenz als Erfahrung, Festschrift für Dürckheim, hgg. von Maria Hippius, Weilheim/Obb. 1966, S. 310–318. Ebenda S. 319–326 Joan

Th. Stakenburg, Das Licht in der Literatur. Karlfried Graf Dürckheim, Vom übernatürlichen Licht, in: Durchbruch zum Wesen, 4. Aufl. Bern/Stuttgart 1954/1968, S. 108–119.
In der Mystik ist die Abkehr von der Außenwelt so radikal, daß mit dem Sonnenlicht das ganze sichtbare Universum erlischt. Anders im antiken Hellas, bei dem das Sichtbare und das Intelligible gemeinsam in klarster Helligkeit erscheinen als „Konkret-Gegenwärtiges". Siehe den Essay von Karl Kerényi in dem Bildband „Griechenland" von Rudolf G. Hoegler, Luzern und Frankfurt/M. 1956, zum Thema „Lichterlebnisstufen" und das Stichwort ‚Licht' in den Werken I, 418; II, 330.

Inhalt

1. *Angst und Hoffnung im 20. Jahrhundert. Ansichten I* 7
Zeitalter der Angst. 1. Die Real- oder Existenzangst. Die Angst offenbart das Nichts (Heidegger). 2. Neue Geborgenheit (Bollnow). Hoffnung, Licht an der Grenze (Marcel). 3. Angst und Hoffnung. Gespaltenheit der Moderne. Prinzip Hoffnung (Bloch, Teilhard de Chardin). 4. Übersteigerung. Das Mysterium west im Symbol. – Hinweise (S. 14): Heiterkeit, Trauer nach Seurat. Begriffliches und anschauliches Denken. Die Gerade entspricht dem rationalen Verstand.

2. *Die Tages- und die Nachtansicht der Dinge. Ansichten II* 17
Mensch und Dinge: Menschen-Welt. 1. Angst und Hoffnung im objektivierenden Weltbezug. Subjektivität. Die gegensätzliche Tendenz hinzudenken. 2. Gestimmtheiten färben die Ansichten. Die großen Einseitigen. 3. Die Philosophie und das Leben von Philosophen. 4. Schopenhauer. Das Ding und die Ansichten des Dinges. – Hinweise (S. 26): Fechner. Kandinskys primäre Elemente. Kurve, Quadrat.

3. *Das Bleibende, in dem wir nicht bleiben. Ansichten III* 28
Das All hat uns, wir haben es nicht. 1. Auf das Warum? verzichten. Metaphysische Systeme. Unser Weltbild ist zerbrochen. 2. Gegenseitige Bedingtheit von Subjekt und Objekt. Wo Innen, ist Außen und umgekehrt. 3. Die Welt-Übel sind natürlich. Leben nährt sich von Leben. 4. Ohne Subjekt ist die Welt weniger als nichts. Tod und Hölle strotzen von Leben. – Hinweise (S. 38): Der Kreis.

4. *Lichtspuren, wo keine Lichtung ist. Ansichten IV* . . 40
Der Lichtsucher ist Fragmentist. 1. Antithetisches Den-

ken. Innere Verstrebung des Gegensätzlichen; Hexagramm, Tai-Gi-Tu (Yin und Yang). 2. Nietzsches Lehre von der Wiederkunft. Welt-Humor. 3. Jean Pauls Humor; Nähe zu Montaignes Skepsis. Der erniedrigte Mensch ist der bejahte. 4. Die Grundhaltung der „Essais". Tragischer Optimismus. – Hinweise (S. 48): Tarot, der Narr. Der Mensch als Mikrokosmos. Deutung einer Figur Leonardo da Vincis. Kreis und Viereck.

5. *Ich singe das Selbst! Transitorische Texte mit einem sehr alten Mittelstück: Das Gespräch eines Lebensmüden mit seinem Ba.* 51
Walt Whitmans wahres Ich. – Humor, Skepsis, Symbolik (Hegel, Lichtenberg). – Mittelstück (S. 54). – Neugeburt: Gespräch Jesu mit Nikodemus. Sinnvolle Lebensführung. – Johannis-Legende. Der mittlere Pfad der Selbstverwirklichung.

6. *Sie kennen die Macht der Finsternis nicht. Einsichten I* 62
Irrgarten von Licht. 1. Vielheits-Ich der Moderne. Ich-Zerstreutheit. 2. Benns Doppelleben. Forel als Gegentyp. 3. Kokoschkas Forel-Porträt. Die Sonne Satans. 4. Die prometheische Tragödie des Welt-Ichs. Augen auf! im optischen Zeitalter. – Hinweise (S. 70): Mandalas. Shri-Yantra; Symbol der Quaternität.

7. *In der gelben Kammer des Nachdenkens. Einsichten II* 73
Nächtliche Besinnung. 1. Selbsterkenntnis, indem man der Forderung des Tages genügt. Conditio humana ohne Ausnahme. 2. Sich im Sosein annehmen. Blick nach innen. Weg im Nichtwissen. 3. Existenzweisen. Das Schaudern. Wo Grauen und Herrlichkeit eines sind. 4. Das Geheimnis offenbart sich als Geheimnis. Wir existieren aus dem Unerforschlichen. – Hinweise (S. 79): Orientierungsfunktion des Kreuzes.

8. *Pilgerschaft zum goldenen Tore, wo es wohl sei. Einsichten III* 84
Parabel vom Kerzenlicht. 1. Fotograf wünscht nichts Edles. Hat Montaignes Selbsterkenntnis ihn verändert? Ein Athlet ringt mit sich selber. 2. Geistkämpfer. Damaskus. Initiatische Vertikal- und Horizontalbindung. Angelus Silesius – Johannes Scheffler: ein Widerspruch. 3. Pater Spee SJ verteidigt Hexen. Goethes Maxime: Vorwärts! Bittet, suchet, klopfet an! Unser Schatten. Die Sehnsucht lichtet das Dunkel. 4. Nähe des goldenen Tores. Das Geheimgehaltene ist nicht das Geheimnis. Vor der Schwelle. Der Schatten als Engpaß. Claudels Dona Musia: ex tenebris lux. – Hinweise (S. 94): Der Eremit mit der Lampe; das Tarotsystem. Geburt des Bewußtseins.

9. *Reisen durch die Nacht der Sinne. Einsichten IV* . . . 97
Das Vermächtnis des leidgeprüften Pilgers Comenius. 1. Herders Bewegtheit. Symbolische Reisen. Eignungsprüfungen. Von Parsifal zu Don Quichote: Luftprobe. 2. Erdprobe, Abstieg. Feuerprobe, Hölderlins Hochmittag. Was wir suchen, ist alles. Novalis: Immer nach Hause! 3. Erdprobe. Beim Einsiedler im Berg. Bergbau und Esoterik. Nichts hinzutun! Der Holzschneider nimmt vom Holz weg (Plotin, Eckehart). Wasserprobe, Inflation. Der König der Metalle. 4. Die Königliche Kunst ist Scheidekunst. Instrumentale Moral. Abgeschiedenheit. Das zentrierte Hexagramm. Himmel und Erde zugewandt. Jungs „Selbst", Ander-Ich. Das Ich-Erwachen, Bericht von Rolf Delius. Frühes Licht. – Hinweise (S. 112): Das „Auge Gottes" bei Jakob Böhme und anderen.

10. *Licht ist Liebe* 117
Vom Suchenden zum Lichtsucher. Whitman: „Du wirkliches Ich"! Kein Wegbruder. Was heißt: „Suchen"? – Mittelstück (S. 118): Morgensterns Weg zum Du, eine innere

Biographie, abgelesen an Gedichten. – Bis zum Tode wachsen! Rosalies Brief-Geständnis an Gutzkow. Licht ist Liebe, Luzifers Irrlicht. Whitmans Preisgesang: Licht des Lichtes!

Anmerkungen 127

Bibliographie und Register sind für den Schlußband des Gesamtwerkes „Das goldene Tor" vorgesehen.

* * *

Die Mittelstücke der Kapitel 5 und 10 sind den Entwürfen zu dem Buch „Das schöne Wagnis" entnommen. Die übrigen Teile des Kapitels 5, die „Ansichten" und „Einsichten" sind zwischen Weihnachten 1967 und Weihnachten 1968 geschrieben worden, das Kapitel 10 restlich am Jahreswechsel 1970/71; die symbolischen Zusätze wurden bei der Schlußredaktion im September/Oktober 1971 neu gefaßt.

Diese Bücher führen Sie tiefer in die Gedankenwelt von

Herbert Kessler

Gogarten
oder In den Vorhöfen. Roman.
340 Seiten, Ganzleinen.

Mystische Rose
Protestantische Marienlieder.
96 Seiten, gebunden.

Im Nichts zu wohnen
Dichtungen.
88 Seiten, gebunden.

Das Wahre in der Vielfalt
Ein Akademie-Programm.
112 Seiten, kartoniert.

E. Keimer Verlag · München

In der Reihe „das atelier“ sind ferner erschienen

Georg Kaiser

Die Bürger von Calais

Bühnenspiel.

88 Seiten, kartoniert.

In einer Zeit, die noch immer den Frieden sucht, soll mit diesem Werk daran erinnert werden, daß es ein Heldentum geben kann, das für den Frieden stirbt. Die sittliche Leidenschaft der sich opfernden Bürger verwandelt sich (nach Fritz Martini) „im höchsten seelischen Ausdruck zu monumentaler Ruhe.“

Der Stoff ist historisch. Dem Dramatiker Georg Kaiser brachte dieses „Bühnenspiel“ im Jahre 1914 den ersten großen Erfolg. Er hält bis heute an.

Hermann Graf Keyserling

Das Buch vom Ursprung

312 Seiten, kartoniert.

„Der Mensch, der seinen Ursprung verleugnet, schnürt sich tatsächlich ab von ihm. Damit nun erweist sich die Freiheit als des Menschen erstes sowohl als letztes Wort. Das aber ist das größte aller überhaupt denkbaren Wunder.“ Mit diesen Worten endet das Hauptwerk des Philosophen Keyserling. Es hat heute seine besondere Bedeutung gefunden – in einer Zeit der Technisierung und Automatisierung: „Eine das Wunder verleugnende Welt wird öde und leer. Eine nur an Mechanik glaubende Welt wird zur Maschine.“

Eine Auseinandersetzung mit diesem Gedankengut ist für jeden nach dem Ursprung des Seins und Denkens Suchenden wesentlich.

E. Keimer Verlag · München

Ansichten sind die Klagemauern der einen, die Schnellbahnen der anderen so einseitig sind Weltanschauungen. Dabei hat jedes Ding eine Tages- und Nachtansicht. Wir betrügen uns mit falschen Hoffnungen, oder aber Angst drückt uns nieder. Der Schritt von bloßen Ansichten zu echten Einsichten macht den Menschen frei – den Weg dazu zeigt diese Schrift.